Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 26 — Marburg i. H., den 27. Juni — 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Lutherworte — Zum Problem der Wahrheit der Religion — Selbstmord. 1. Thatsachen — Die Kirchlich-soziale Konferenz in Stuttgart — Der neue Index der verbotenen Bücher — Die Geschichte vom Silberschloß. Von Maxim Gorki. Erste Hälfte — Verschiedenes: Theologischer Jahresbericht; Nicht die Gewohnheit, sondern die Wahrheit; Konfirmationsblätter; Kleine Mitteilungen; An unsere Leser — Anzeigen

Lutherworte

Siehe an meinem Fall, wie schwer es ist sich empor und frei zu ringen aus Irrtümern, die durch den Vorgang aller Welt fest und durch lange Gewohnheit gleichsam zur Natur geworden sind. Wie wahr ist das Sprichwort: „Schwer ists von Gewöhnung zu lassen", und „Gewohnheit ist andere Natur"; und wie wahr spricht Augustin: „Gewohnheit, wenn man ihr nicht Widerstand leistet, wird zur Notwendigkeit."

Praefatio Lutheri in Opera sua 1545 *)

Zum Problem der Wahrheit der Religion

Wer beim Abschluß einer größeren Arbeit die fertige Leistung überblickt, den wird leicht das Gefühl des Unbehagens darüber beschleichen, daß, was innerlich vorschwebte, recht unvollkommen zum Ausdruck kam, daß zwischen Absicht und Ausführung ein weiter Abstand blieb. Um so mehr wird es ihn drängen, sich auf die Haupttendenzen zu besinnen und in ihnen eine Beruhigung und Befestigung gegen aufsteigende Zweifel zu suchen. So kann ich die gütige Erlaubnis, die Tendenzen meines soeben erschienenen religionsphilosophischen Werkes**) an dieser Stelle in Kürze darzulegen, nur mit lebhaftem Dank begrüßen.

Den Wahrheitsgehalt der Religion zum Gegenstand einer Untersuchung machen wird nur, wer sowohl von dem Wirken einer ewigen und unverlierbaren Wahrheit in der Religion überzeugt ist, als er diese Wahrheit in der Zeitlage verdunkelt und gefährdet glaubt. Große innere Wandlungen haben sich seit Jahrhunderten im Ganzen des Lebens vollzogen, Wandlungen, die auf den bloßen Eigensinn und Unglauben der Individuen nur eine enge und flache Denkweise zurückführen kann. Die Religion hat dem gegenüber ihre alte Form möglichst unverändert aufrecht gehalten, sie genießt für diese alte Form unvermindert das alte Ansehen. Aber sie quillt, wenigstens in dieser Gestalt, der Gegenwart nicht mehr aus innerer Notwendigkeit hervor, sie erscheint wie fremdartig inmitten einer völlig veränderten Welt, sie droht bei aller äußeren Anerkennung ein bloßer Anhang des Lebens, eine konventionelle Form und Mode zu werden, die man sich gefallen läßt, so lange sie ihre Forderungen bescheiden stellt, die man auch gern für menschliche und weltliche Zwecke verwendet, neben der aber das übrige Leben unbekümmert völlig andre Bahnen verfolgt. Ein so großer Abstand zwischen dem, was die Religion nach außen hin scheint, und was sie uns in Wirklichkeit ist, bedeutet eine Spaltung des Lebens und eine Unwahrhaftigkeit der Gesinnung. Auch eine Lähmung des Wirkens der Religion, namentlich für das Ganze der Kulturarbeit. Denn wenn Verwelktes als frisch und Erstorbenes als lebendig behandelt wird, wie kann da das wirklich Lebendige seine volle Kraft entfalten, wie die ungeheuren Widerstände überwinden, welche die Zeit der Religion entgegensetzt? Eine Unwahrhaftigkeit der Religion droht aber das Ganze des Lebens zu vergiften. Denn wie könnten wir wahrhaftige, kräftige, innerliche Menschen sein, wenn wir schwach und feige genug sind, um im Allerheiligsten der Seele einen Zwiespalt, ja eine Zweideutigkeit zu dulden, wenn wir einer Auseinandersetzung von Zeitlichem und Ewigem, von Menschlichem und Göttlichem scheu aus dem Wege gehen, sei es aus träger Bequemlichkeit, sei es aus elender Menschenfurcht? Mehr und mehr wird die Frage der Wahrhaftigkeit der Religion zu einer Frage elementarer Moral, persönlicher Ehrlichkeit. Aber auch für den geistigen Stand der Gesamtheit und für die Kulturarbeit giebt es keine Hoffnung einer glücklichen Zukunft ohne eine gründliche Klärung der religiösen Lage.

Wenn wir jenes Problem, das heute so viele Seelen beschäftigt, vom philosophischen Standpunkt aufnehmen, so wissen wir uns dabei in den Zielen wie in der Gesinnung eins mit zahlreichen vortrefflichen und hochverehrten Männern; wir teilen durchaus das Streben, für das, was nach außen hin unwiederbringlich verloren ging, von innen her Ersatz zu suchen, im Seelenleben selbst Thatsachen und Zusammenhänge aufzudecken, die die Wirklichkeit einer neuen Ordnung erweisen und bei kräftiger Ergreifung weiter zu erschließen versprechen. Im besondern bildet für uns mit den Andern die Thatsache eines persönlichen Lebens den Ausgangspunkt, von dem aus wir zu einer neuen, naturüberlegenen Wirklichkeit vorzudringen hoffen. So bringt in der Substanz der Sache unser „Wahrheitsgehalt" nichts Neues und will er nichts Neues bringen. Wohl aber geht er seinen eignen Weg in der näheren Ausführung des gemeinsamen Strebens. Es will uns nämlich bedünken, daß jene Wendung zu einem Aufbau von innen her die Sache oft zu leicht und einfach nimmt; man erstrebt für die Religion eine festere Grundlage und eine größere Innerlichkeit, aber man vollzieht nicht die eingreifenden Umwandlungen des nächsten Anblicks, die unerläßlich sind, wenn über die subjektive Stimmung hinaus eine Vertiefung des Gesamtlebens erfolgen soll. In zwiefacher Richtung vermissen wir die genügende Ausführung jenes Strebens nach einer Befestigung der Religion von innen her: es werden weder die Voraussetzungen, Bedingungen, Zusammenhänge des Neuen klar herausgearbeitet, noch die Konsequenzen voll entwickelt, die jenes für die Gestaltung der Religion in sich trägt; weder rückwärts noch vorwärts wird weit genug gegangen, um die Bewegung zu einer selbständigen und geschlossenen Macht zu erheben.

Was das Erstere anbelangt, so kann das persönliche Leben der Durchbruchspunkt einer neuen Welt nur sein, wenn es aufs schärfste geschieden wird von aller bloßen Subjektivität sowie aller natürlichen Individualität. Daß der überkommene religiöse Bestand nur kräftiger auf die subjektive Empfindung be-

---

*) Vgl. unten Sp. 612: Nicht die Gewohnheit, sondern die Wahrheit.

**) Der Wahrheitsgehalt der Religion. VIII und 448 S. Leipzig, Veit u. Comp. 1901. 9 Mk.

zogen, nur individueller gestaltet würde, könnte dem Großen und Ganzen nimmer eine Wendung und Erneuerung bringen, könnte selbst die Seele des Einzelnen nicht voll befriedigen. Das kann nur geschehen, wenn auch ein neuer Inhalt, eine andre Art des Seins durchbricht, wenn unter Befreiung von der Punktualität ein unmittelbares Teilhaben am lebendigen Grunde der Wirklichkeit, an einem absoluten Leben erreicht wird. Zugleich bedarf es einer Erhebung über das unmittelbare Seelenleben mit seiner Verschiedenheit und Gegensätzlichkeit. Wir sehen nicht, wie die Verlegung des Schwerpunkts des Lebens von der einen seelischen Thätigkeit in eine andre einen neuen geistigen Inhalt ergeben und in den gewaltigen Erschütterungen einen festen Halt gewähren könnte. Dazu bedarf es notwendig einer Abhebung eines geistigen, mit einem Weltcharakter ausgestatteten Lebensprozesses. Solche Ueberzeugung bringt uns in einen Gegensatz zu allem Voluntarismus. So bereitwillig wir anerkennen, daß er sich in der Ausführung oft eng mit dem von uns Erstrebten berührt, im Prinzip bleibt ein weiter Abstand. Die Ablehnung des Intellektualismus mit seiner Begründung der Religion aus einer kosmologischen Metaphysik teilen wir aus ganzem Herzen, der Voluntarismus aber scheint uns zu sehr ein bloßer Rückschlag, der sich begnügt, das Gegenteil von dem zu thun, was der Andre that, der eben darum von ihm innerlich abhängig bleibt.

Wenn wir demnach als Ausgangspunkt nicht eine andre Stätte des Seelenlebens, sondern ein allem unmittelbaren Seelenleben überlegenes Geistesleben suchen, und wenn wir die Religion an erster Stelle auf die Erfahrungen eines solchen zu größerer Selbständigkeit erhobenen Geisteslebens begründen, so sind wir uns der Schwierigkeiten dieser Wendung vollauf bewußt.

Sie ist nicht ausführbar ohne die Verfechtung charakteristischer Ueberzeugungen wie vom Inhalt des Geisteslebens so auch von seiner Stellung in der gesamten Wirklichkeit, zugleich aber von dieser Wirklichkeit selbst; eine neue Metaphysik steigt auf, die freilich von der alten kosmologischen grundverschieden bleibt; neue Methoden werden notwendig, wie das namentlich in der Scheidung eines noologischen und eines psychologischen Verfahrens zum Ausdruck kommt. Aber wer die Religion begründet haben will, wissenschaftlich begründet haben will, der darf eine solche Vertiefung der Wirklichkeit nicht scheuen; jenes ist der einzige Weg, die Behandlung der Religion von der als unmöglich und unfruchtbar durchschauten Begriffsspekulation zu befreien und sie vor einem Verfallen in den noch gefährlicheren Subjektivismus und Psychologismus zu bewahren. Zugleich wird damit der Gefahr entronnen, durch die Abweisung einer Religion der bloßen Weltanschauung in eine Religion der bloßen Gefühle und Affekte zu geraten, die den Menschen mehr in seinem natürlichen Sein zu bestärken droht als sie ihm ein edleres, reineres, erst durch schwere Verneinung hindurch zur Positivität aufsteigendes Leben eröffnet. Denn darüber kann kein Zweifel walten, daß in dem Kampf um die Begründung der Religion zugleich über den Inhalt der Religion entschieden wird.

Die Frage der Wahrheit der Religion ist eine Frage der Thatsächlichkeit, die Frage der wirksamen Gegenwart eines göttlichen Lebens in unserem Lebenskreise. Ob eine solche in den Erfahrungen des Geisteslebens, des vom unmittelbaren Seelenleben deutlich geschiedenen Geisteslebens zu Tage tritt, darin mußte unsre Arbeit ihr Hauptproblem finden. Es wurde aber darzuthun gesucht, daß alle tiefere Erfassung jenes Lebens es in weitem Abstande nicht nur von der Natur, sondern auch vom bloßen Menschen, auch in der geschichtlich-gesellschaftlichen Summierung, zeigt; das Geistesleben als ein Produkt der Erfahrungswelt fassen, das heißt es tief herabsetzen, ja von innen her zerstören. Wie jenes seinem Wesen nach eine höhere Stufe der Wirklichkeit bedeutet, so vermag der Mensch diese Stufe nur zu erklimmen kraft der Eröffnung und lebendigen Gegenwart einer weltüberlegenen, bei sich selbst befindlichen Ordnung, so erweist alle thatsächliche Entwicklung echter Geistigkeit gegenüber dem menschlichen Getriebe mit seiner inneren Leere und seinem Mangel an Liebe, so erweist der Aufbau einer geistigen Wirklichkeit inmitten einer feindlichen oder gleichgiltigen Welt die Gegenwart jener weltüberlegenen Ordnung. Soweit betrachtet, fügt die Religion dem Geistesleben nicht etwas Besondres hinzu, sondern führt sie es auf seine eigne Tiefe und Wahrheit; daß aber jene Welt echter Geistigkeit auch dem einzelnen Menschen zu vollem Besitze werden und in ihm einen Ausgangspunkt neuen Lebens bilden kann, das ist es, was der Begriff der Persönlichkeit zum Ausdruck bringt. Alsdann bedeutet augenscheinlich Persönlichsein nicht einen natürlichen Besitz, sondern die Erweisung einer neuen Welt; und die Erhebung des Menschen zu voller innerer Selbständigkeit wird selbst eine Sache der Gnade, ein großes Wunder.

Weitere Verwicklungen entstehen aber aus den Schicksalen des Geisteslebens im Bereich der menschlichen Erfahrung. Gegen sein siegreiches Vordringen, das doch die Begründung in einer überlegenen Macht mit Sicherheit erwarten läßt, erheben sich nicht nur härteste Widerstände von außen her, sondern auch schwere innere Verwicklungen bis zu völliger Verkehrung; der Fortgang gerät dadurch ins Stocken, die Unvernunft droht die Vernunft zu überwältigen; zugleich aber zeigt es sich als unmöglich, die Bewegung einfach einzustellen, das Streben nach echter Geistigkeit als eine bloße Illusion aufzugeben. Wenn zur Bejahung zu wenig, so erscheint zur Verneinung zu viel Vernunft.

Aus solchem unerträglichen Dilemma kann nur eine weitere Erschließung der den Verwicklungen überlegenen Macht, kann nur die Schöpfung eines neuen Lebens und Seins retten. Daß sie in Wahrheit erfolgt sei und daß damit innerhalb unsres Geisteslebens selbst eine neue und höhere Stufe einsetze, das ist die Grundbehauptung aller positiven Religionen, das hat aber seine volle Tiefe und seine reine Entfaltung erst im Christentum gefunden, das damit als die Religion der Religionen erscheint. Daß jener Behauptung ein großer Strom von Wirklichkeit entspricht, der die Weltgeschichte durchdringt, ja eine wahrhaftige Geschichte erst möglich macht, daß jene Wirklichkeit sich aber auch dem Einzelnen unmittelbar bezeugt, indem sie der durch den Widerstand der Welt gefährdeten und auf matte Umrisse eingeschränkten Persönlichkeit eine Weltüberlegenheit und zugleich eine sichere Thatsächlichkeit verleiht, das kann, das muß auch die Philosophie anerkennen. Sie kämpft dabei auch für ihr eignes Bestehen, denn nur mit jenem Abschluß erreicht sie einen festen Punkt und zugleich eine absolute Wahrheit, die große Denker vergeblich gleich zu Beginn in einzelnen Thatsachen des Bewußtseins suchten.

In solchen Schicksalen und Wandlungen gestaltet sich das menschliche Geistesleben zu einem großen Drama, das freilich auch in seinem Abschluß ein bloßer Anfang bleibt. Die innere Bewegung dieses Dramas anschaulich und sachgetreu vorzuführen, das mußte der Darstellung zur Hauptaufgabe werden.

So wurde in der Substanz das Verhältnis der Philosophie zur Religion ein durchaus positives. Aber es konnte das nur, indem diese Substanz mit ihrem geistigen Gehalt eine sichere Ueberlegenheit gegen alle menschliche und zeitliche Existenzform gewann, nur bei Anerkennung dessen, daß die zeitlose Wahrheit sich für den Menschen nur in der Zeit und nach dem Vermögen der besondern Zeit zu entfalten vermag. Je energischer dabei die Religion von der Persönlichkeit her erfaßt und auf das Ganze des Geisteslebens bezogen wird, desto deutlicher wird eine starke Abweichung von der überkommenen Existenzform der Religion. Ein Christentum des Geisteslebens und der Persönlichkeit muß kräftig seine eigne Art entwickeln, wenn anders mit jenen Begriffen Ernst gemacht wird; hier muß sich deutlicher die Substanz des Lebens von aller peripheren Seelenthätigkeit abheben und in eine geistige Tiefe zurückverlegen, aus der aller besondern Entfaltung in Lehren, Gefühlen, Werken erst eine Seele zugeführt wird; hier muß die Religion durch alle Hemmung und alles Leid hindurch mehr ihren aktiven, thatfreudigen, weltbauenden Charakter entfalten in bewußtem Gegensatz zu aller trägen und stumpfen Devotion; hier muß sich auch das Verhältnis von Gegenwart und Geschichte anders gestalten, indem jetzt das Ewige bei aller unwandelbaren Thatsächlichkeit zugleich nach der Seite des Menschen hin eine fortlaufende Aufgabe wird, und von dem geschichtlichen Befunde nur das einen religiösen Wert behaupten kann, was sich in eigne Erfahrung

verwandeln läßt und für das eigne Aufklimmen unentbehrlich ist. Es verändert sich hier der Grundbegriff der Wahrheit, indem sie nicht mehr ein bloßes Nachahmen und Abbilden, sondern ein unmittelbares Teilhaben am absoluten Leben bedeutet. Auch das Verhältnis der Religion zur Kultur fordert eine energische Klärung, wo jene kräftiger einen Weltcharakter entwickelt und die Forderung einer neuen geistigen Wirklichkeit stellt. Ihrer Substanz nach muß die Religion, als die innerste und letztgiltige Erschließung der Geisteswelt, eine Ueberlegenheit gegen alle Kultur behaupten und thätig erweisen, sie bildet den sichersten Damm gegen das Aufgehen des Menschen in das bloße Zeitleben mit seinem unablässigen Umschlagen, seiner Flüchtigkeit und Nichtigkeit. Aber solche Ueberlegenheit hat sie nur für ihre zeitüberlegene und zeitumspannende Substanz: ihre Entfaltung und Darstellung in den menschlichen Verhältnissen muß, um frisch und eingreifend zu sein, dem Zuge des allgemeinen Lebens folgen. Klammert sie sich hier hartnäckig an eine zeitliche, daher notwendig veraltende Form, und bindet sie den Zugang zur ewigen und unentbehrlichen Wahrheit an die Anerkennung dieser Form, so schädigt sie nicht nur die Menschheit, sondern zugleich sich selbst. Wer in dem überkommenen Stande eine Vermengung von Zeitlichem und Ewigem, von Menschlichem und Göttlichem erblickt, der darf das nicht ruhig ertragen, der muß mit aller Kraft dafür wirken, daß das Ewige befreit werde von jener Bindung, und daß es seine unverwelkliche Kraft ungehemmt nach der Art unsrer Zeit, gemäß unsrer Denkweise und unsrer Sprache entfalte.

So kommen wir auf jenen zweiten Punkt, an dem wir von vielen sonstigen Gesinnungsgenossen abweichen: der Gegensatz der überkommenen und der neu aufstrebenden Form des Christentums scheint uns zu groß, als daß ein weiteres Zusammengehen für das Ganze ersprießlich wäre. Ist einmal eine so tiefe Kluft entstanden, daß eben das, worin der Eine sein Bestes sieht, dem Andern zu schwerem Anstoß gereicht, und was der Eine nicht entbehren, der Andre unmöglich zugestehen kann, so muß eine weitere Verquickung zur Lähmung und Stagnation wirken; bei solcher aber kann nun und nimmer die Religion die ihr gebührende Stellung im Gesamtleben behaupten und hier jene befestigende, richtende, erhöhende Macht üben, ohne die der Mensch wehrlos von der bloßen Zeit fortgerissen wird und die Kulturarbeit inmitten aller Geschäftigkeit zur Kulturkomödie herabsinkt. Wie der Wahrhaftigkeit, so kann es auch der Gesamtwirkung der Religion nur nützen, wenn, was innerlich verschieden ist, auch äußerlich andre Wege geht.

Indes dieser zweite Punkt steht bei unsrer Untersuchung im Hintergrunde erst gegen Schluß findet er in einem Abschnitt „Ewiges und Zeitliches im Christentum" eine besondre Erörterung. Uns lag vor allem an der positiven Behandlung der Frage; daß aber das Ja auch ein Nein in sich trägt, das durfte am wenigsten ein Unternehmen verschweigen, dessen Hauptziel die Bekämpfung der Unwahrhaftigkeit auf religiösem Gebiete bildet. Eine Klärung der Lage, eine Scheidung wie eine Sammlung der Geister ist hier notwendiger als je zuvor. Niemand, der die Zeichen der Zeit zu deuten versteht, kann darüber Zweifel hegen, daß in direktem Widerspruch zur Zeitoberfläche der tiefere Zug des Lebens wieder mächtig zur Religion geht. Ihr gefährlichster Gegner war von jeher die Selbstzufriedenheit einer bloß säkularen Kultur. Diese Selbstzufriedenheit, die unsre Väter noch erfüllte, ist jetzt gründlich erschüttert und wird immer energischer ausgetrieben, immer fühlbarer wird die innere Leere einer solchen Kultur, immer deutlicher wird zur eignen Erfahrung der Zeit jenes große Entweder-Oder, zwischen dem einmal das menschliche Leben steht, die Notwendigkeit einer Entscheidung zwischen völligem Verzicht oder mutigem Vordringen. Was aber hilft alle Gunst der Lage, was hilft alle entgegenkommende Stimmung, wenn nicht eine kräftige geistige Arbeit sie aufnimmt, ihr deutliche Ziele weist, ihr sichere Wege bahnt? So ist die Zeit voll großer Spannung und Verantwortlichkeit. Wer aber der inneren Notwendigkeit der Sache vertraut, den wird die Schwere der Verwicklung mehr anziehen als abschrecken.

Rudolf Eucken

Selbstmord

Zwei rasch auf einander folgende Selbstmorde haben in Marburg die Gemüter tief erregt. Ein hochgeachteter Dozent, erst vor kurzem in einen neuen erwünschten Pflichtenkreis mit allem Erfolge eingetreten, machte überarbeitet und von der Wucht einer momentanen Aufgabe gedrängt, mit anscheinend raschestem Entschluß seinem Leben ein Ende. Drei Wochen später that dasselbe, nachdem er schon längere Zeit sich mit dem Gedanken getragen, ein Student der Rechte von neunzehn Jahren, Pfarrerssohn, Präses einer christlichen Verbindung, ein junger Mann von schönster Begabung und ernstester Lebensführung. Der Professor wurde mit allen kirchlichen und akademischen Ehren begraben. Dem Studenten gegenüber hatte der Vater selbst darauf verzichtet — obwohl für den Psychiater die That und ihre Ursache klar genug lag; fehlten mithin die Glocken und das Amtskleid des Geistlichen, so fehlte auch hier nicht Gotteswort, Menschenwort und das Gepränge einer studentischen Leichenfeier.

Mir wurde manche schwere Stunde lebendig, die in Amt und Leben Selbstmord, Selbstmordversuche und Selbstmordverhandlungen mir gebracht haben. Vor allem aber beengte mich die seltsame Unsicherheit, mit der bis in die höchstgebildeten Kreise hinein auch noch die Menschen unsrer Tage solchen Ereignissen gegenüberstehen.

Erwägen wir in aller Ruhe: Thatsachen, Urteile und Aufgaben.

1. Thatsachen

Jeder neue Selbstmord in ihrem Umkreis trifft die Menschen, Wenige ausgenommen, unvorbereitet. Man besitzt kein Urteil über das Ganze der Erscheinung; man erschrickt über den Einzelfall und bildet sich über ihn auf die ersten, dürftigen, grellen Nachrichten hin eine Meinung. Versuchen wir, das Allgemeinste und Gewisseste des Thatbestandes vor allem Andern festzustellen.

Die gewaltsame Selbsttötung gehört zu den Massenerscheinungen. Man versteht darunter Vorkommnisse, die ein ganz besondres Bild geben, wenn man größere oder kleinere Gruppen von Individuen, also in diesem Falle von Menschen, zusammenfaßt und daraufhin beobachtet. Erscheinungen, die dann eine gewisse Regelmäßigkeit oder Gesetzmäßigkeit aufweisen. So ist denn jedem Zeitungsleser bekannt, daß im Auftreten des Selbstmords eine gewisse Ordnung herrscht. Ja, man weiß auch im allgemeinen, daß die Häufigkeit des Vorkommnisses in unsrer Zeit eine stetig wachsende sei. Darüber hinaus geht die Kenntnis der Thatsachen auch bei vielen Gebildeten nicht.

Wir hatten in den achtziger Jahren (genauer 1881—93) im Deutschen Reich durchschnittlich jedes Jahr 9994, also rund 10 000 Selbstmörder; in den neunziger Jahren (genauer 1894 bis 98) 10 876, im Jahre 1899 10 761. Für Preußen lauten die Zahlen: achtziger Jahre 5853, neunziger Jahre 6432, 1899 6359. Für Sachsen, das Land, das unter den größeren Ländern seit lange mit Dänemark das am meisten betroffene ist: achtziger Jahre 1137, neunziger 1178, 1899 1221.*)

Auf eine Million Einwohner berechnet bedeutet das Selbstmörder im Jahr

für das	1881—93 durchschnittlich	1894—98 durchschnittlich	1899
Deutsche Reich	210	206	195
Preußen	203	200	189
Sachsen	340	307	301

(Am ungünstigsten unter den deutschen Staaten steht Sachsen-Altenburg mit 461 Fällen in den achtziger, 368 in den neunziger

*) Ich entnehme die neueren Ziffern dem reichhaltigen Artikel „Selbstmordstatistik" von Professor von Mayr in München im soeben erscheinenden sechsten Bande der zweiten Auflage des Conrad-Elster-Lexis-Loeningschen Handwörterbuchs der Staatswissenschaften, den der Herr Verleger mir freundlichst vorzeitig zur Verfügung stellte. Aeltere Daten bot mir Adolph Wagner, Die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen u.s.w., Hamburg 1864, und Alexander von Oettingen, Die Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine Sozialethik, dritte Auflage, Erlangen 1882.

Jahren, 390 im Jahr 1899, am günstigsten Elsaß-Lothringen mit 116, 131 und 131).

Der Rückblick auf die Selbstmordziffern im vergangenen Jahrhundert zeigt uns jedenfalls eine gewisse Konstanz der Erscheinung. Es ist zu vermuten, daß sie in diesem Jahrhundert andauern wird. Wir hätten dann für das Deutsche Reich mit ziemlicher Sicherheit zu erwarten, daß auch in dem begonnenen Jahrzehnt 1901—1910 etwa jährlich 200 auf die Million sich das Leben nehmen, d. i. bei einer Durchschnittsbevölkerung von 60 Millionen jährlich mindestens 12000!

Die Unsicherheiten, die mit der statistischen Aufnahme verbunden sind, fallen für unsre Betrachtung wenig ins Gewicht. Bei der Genauigkeit, mit der heutzutage in dieser Hinsicht Buch geführt wird, kann höchstens die Zahl der Fälle insofern zu niedrig gegriffen sein, als gewiß nicht selten die Selbsttötung verheimlicht wird oder sonst unerkannt bleiben muß. Uebler wirkt für unsre ethisch interessierte Untersuchung, daß die Selbstmord*versuche* von der Statistik bei Seite gelassen werden. In Wien waren in den acht Jahren 1893 bis 1900 neben 3189 Selbstmorden der Polizeidirektion zur Kenntnis gekommen und verzeichnet 3563 Selbstmordversuche. Daraus kann Jeder seine Schlüsse ziehen.

Begreiflicher Weise sucht man bei der Statistik vor allem Aufschluß über Zunahme oder Abnahme. Daß die Selbstmorde zunehmen, ist heutzutage Axiom. So einfach und klar liegt aber diese Thatsache Gott Lob nicht. Es steigen und sinken die Ziffern in den verschiedenen Ländern, dort stetiger, hier unter großen Schwankungen. Ein einziges Land freilich nur weist neuerdings eine stetige Besserung auf: Norwegen. Aber eine Tendenz auf Besserung, wenn gleich mit Schwankungen, zeigt neben der Schweiz und Dänemark auch das Deutsche Reich. Schwankend, aber noch in der Zunahme begriffen sind Oesterreich, Belgien, Holland, Rußland; stetig zunehmend Italien, England, Schweden, Ungarn, Frankreich. Frankreich, früher hinter Deutschland rangierend, hat heute eine viel höhere Verhältnisziffer als wir; man vergleiche:

	1881/85	1886/90	1891/93	1894/98
Frankreich	195	218	225	246
Deutsches Reich	209	201	211	206

Selbstmorde jährlich auf eine Million.

Wir fügen noch hinzu dieselben Zahlen für

Ungarn	75	95	104	148
Norwegen	69	67	63	60

Die aufsteigende Tendenz ist besonders bei Völkern vorhanden, die bisher eine niedrigere Ziffer aufweisen, die absteigende bei den Völkern mit hohen Zahlen; aber wie Norwegen und Frankreich beweisen, trifft das nur zum Teil. Frankreichs ungünstiger Stand hängt mit der Abnahme der Geburten zusammen, die in der Bevölkerungsziffer mitspielt, während das Kindesalter natürlich die Zahl der vorkommenden Selbstmorde nicht vermehrt, dadurch wird die Verhältnisziffer ungünstiger.

Besonders auffällig ist nun aber der teilweise Stillstand der Selbstmordziffer bei folgendem Vergleich. Ich habe die Jahresdaten ein wenig abgerundet, um Zeiträume von je zwanzig Jahren zu gewinnen. So bietet sich dieses Bild:

	Um 1820	Um 1840	Um 1860	Um 1880	Um 1900
Preußen	74	107	122	200	189
Sachsen	158*)	198	245	353	301
(Frankreich	56	86	111	207	246)

durchschnittlich im Jahr auf 1 Million.

Merkwürdigerweise kommt die Abnahme, wenn man den Unterschied von Stadt und Land beachtet, den großen Städten zu gute. Für die Städte von über 15000 Einwohnern im Reich ergiebt sich für die Periode von 1884—93 ein Jahresmittel von 2830 Selbstmorden, d. i. 262 auf die Million. Diese selbe Ziffer stellte sich noch 1894 auf 268 und sank dann in den vier folgenden Jahren auf 250, 260, 254, 237.

Wider Erwarten kommt der Rückgang der Fälle, also die Besserung des Thatbestands, auch den jugendlichen Selbstmördern zu gute. Im allgemeinen steigt die Neigung zum Selbstmord mit dem zunehmenden Alter; töten sich weniger Greise als junge Leute, so liegt das eben daran, daß die höhere Altersstufe spärlicher besetzt ist. Hier die Zahlen für Preußen vom Jahre 1898.

	Es töteten sich selbst	Das macht auf 1 Million	(Diese Reihe findet alsbald ihre Erklärung)
unter 3 Jahren	3	—	—
10—15 „	67	20	90
15—20 „	428	131	97
20—25 „	616	218	96
25—30 „	435	173	99
30—40 „	1064	247	98
40—50 „	1202	370	101
50—60 „	1152	457	101
60—70 „	821	528	105
70—80 „	405	522	100
über 80 „	92	662	100

Die letzte Ziffernreihe ist so zu stande gekommen, daß man die Selbstmordziffer des Jahrfünfts 1889—93 gleich 100 setzte und nun das folgende Jahrfünft 1894—98 darnach berechnete. — Die Zahl der Schülerselbstmorde in Preußen verlief in derselben Periode 1894—98 so, daß im Ganzen stattfanden nach der Folge der Jahre 50 (5), 42 (6), 50 (10), 65 (11), 45 (6). Ich habe hier die Zahl der Schülerinnen, da sie mir auffiel, in Klammern beigefügt.

Ueber das Mitgeteilte hinaus bietet die Statistik noch ein reiches Thatsachenmaterial zur Sache. Auf Einiges kommen wir wohl noch im weiteren Zusammenhang. Hier galt es zunächst einmal auf die Massenerscheinung hinzuweisen, die als solche zu beurteilen ist und in die der Einzelfall, wenn man ihn recht beurteilen will, jedenfalls eingereiht werden muß. Daß jeder Einzelfall außerdem noch seine besondere Beurteilung erfahren muß, versteht sich von selbst. R

*) Um 1820 muß *hier* genauer heißen: 1836—40; um 1840: 1841—45.

Die Kirchlich-soziale Konferenz in Stuttgart

In Stuttgart tagte vom 28. bis 31. Mai die Freie Kirchlich-soziale Konferenz. Teils das Interesse an den Verhandlungsgegenständen teils die warme Anerkennung Stoeckers hatte nicht nur Anhänger seiner Richtung, sondern auch zahlreiche Gäste — freilich meist aus dem Pfarrstande — nach Stuttgart geführt. Die Zahl der von außerhalb Württembergs Gekommenen war klein.

Es ist ein Gedanke Stoeckers, der durch die Konferenz Verwirklichung finden soll: die religiös-sittlichen Kräfte unserer *pietistischen Gemeinschaften* mobil zu machen für die Arbeit am deutschen Volk. Ein solcher Versuch will gerade in Stuttgart Etwas heißen, im Hauptsitz des württembergischen Pietismus. Diesem fehlt die Beweglichkeit und Aggressivität des modernen norddeutschen Pietismus fast ganz. So muß er seiner Vergangenheit nach dem Werben Stoeckers mehr Widerstand leisten.

Die Konferenz will die Kirchlichkeit des Pietismus stärken. Dem sollte das erste Hauptreferat dienen über *die Gemeinschaftsbewegung — eine Verwirklichung von Gedanken Luthers*. Der Referent, Pfarrer Heim in Dettingen, gab nicht eine Kritik des zum Teil sehr unlutherischen modernen Alliance-Pietismus; er bot auch nicht eine Vergleichung des Gemeinschaftschristentums mit dem Christentum Luthers. Und zwar deshalb nicht, weil die Gemeinschaftsbewegung so verschiedene Richtungen umfasse, daß ein solches festes Anfassen gar nicht möglich sei! Mir scheint, auch deshalb nicht, weil von dem Referenten selbst, einem ernsten jungen württembergischen Gemeinschaftspfarrer, wie von einem weiten Kreise des altwürttembergischen Pietismus der Unterschied sehr wenig empfunden wird, und weil die Gemeinschaftsleute sich so sehr gewöhnt haben, ihre Legitimation direkt aus der heiligen Schrift zu holen und aus ihr zu leben, so daß die Frage, ob Lutherisch oder nicht, für sie eine sehr untergeordnete geworden ist. Es fehlt der geschichtliche Sinn. Den Hinweis auf diesen Mangel brachte die Diskussion: in gewissen Kreisen sei das Vorbild Luthers und der Reformation

verblaßt, man suche das Vorbild in England und Amerika bei Methodisten und Baptisten und vergesse dabei, daß Gott uns den Weg der Reformation geführt hat (Stoecker); ja es fehle vielfach an der rechten fröhlichen Glaubensgewißheit und darum an der rechten christlichen Freudigkeit, beides weil keine klare bestimmte Heilslehre vorgetragen werde (Rektor Decker aus Kornthal); es seien überhaupt zwei religiöse Strömungen, Luthertum und Pietismus: während die erstere auf der Rechtfertigung aus dem Glauben beruhe, sei die letztere aus dem Heiligungsstreben hervorgegangen und habe in mancher Hinsicht mittelalterliches Christentum — unbewußt, aber mit Recht — erneuert (Oberkonsistorialrat Stadtdekan von Braun). Der Referent selbst beschränkte sich auf den Versuch, nachzuweisen, daß „die allgemeinen Merkmale“ des Pietismus — „engerer Zusammenschluß ernster Christen und Dienst am Wort auch durch Laien“ — sich mit Luther rechtfertigen lassen, nicht etwa durch einzelne Worte nur, sondern sofern in den Gemeinschaften eine Vermittelung verschiedener Gedanken, ein Ausgleich verschiedener Interessen Luthers: Freiheit und kirchliche Ordnung, Arbeit am ganzen Volk und „wahre Christenversammlung“, Betonung des Amts und allgemeines Priestertum, erst Wirklichkeit geworden sei. Es war ein gerade in seiner Beschränkung dankenswertes Referat. Trotzdem lag es wie ein Nebel auf der Versammlung: man wurde nicht klar darüber, wie denn der moderne Pietismus, das, was sich Gemeinschaftsbewegung heißt, zur Landeskirche stehe. Brauns Verdienst war es, hier durch klare Fragestellung den Nebel zu zerstreuen und von dem Leiter der Philadelphia, Rektor Dietrich in Stuttgart, der mit im Vorsitz saß, eine klare Antwort hervorzurufen. Und die lautete kurz: Sehr verschieden! Die Philadelphiakreise mit dem Mittelpunkt der Gnadauer Konferenz sind kirchlich. Dagegen die Allianzströmung mit dem Mittelpunkt Blankenburg nimmt eben ganz Allianzstellung zur Kirche ein. Welche Richtung in Deutschland durchschlage, hänge wesentlich von der Kirche ab: „eine der größten Gefahren, Kirche und Gemeinschaften auseinanderzuführen, liegt in der Entwicklung der modernen Theologie.“ — Eine merkwürdige Illustration zur Kirchlichkeit der in der Konferenz vertretenen Gemeinschaftskreise war die Thatsache, daß Pastor Damman aus Eisenach, anstatt den ihm zukommenden Vorsitz in der zweiten Arbeitskommission der Kirchlich-sozialen Konferenz einzunehmen und deren Arbeit zu leiten, in denselben Tagen lieber auf der Hauptversammlung der westdeutschen Allianz in Siegen redete, worüber in einer Sitzung dieser ersten Kommission Stadtpfarrer Dr. Wurster aus Heilbronn sein lebhaftes Befremden unter lebhaftem Beifall ausdrückte.

Der Pietismus soll aber nicht nur kirchlicher werden; er soll aus der Stille heraus und in die Aggressivität hinein, und zwar in doppelter Richtung: die Gemeinschaften sollen Träger der Evangelisation werden und das Bewußtsein der Liebesverpflichtung gegenüber sozialen Notständen des Volks gewinnen. Beides gehört zum Programm der Konferenz. Mit der Vertretung des ersteren Gedankens hatte die Konferenz kein Glück. Die Art, wie gleich zu Anfang der Konferenz in der ersten Kommissionssitzung Pastor Kürlis aus Altendorf bei Essen die Evangelisation behandelte, war nur dazu angethan, Bedenken gegen sie wachzurufen oder zu stärken. Gerade weil er sich damit entschuldigen wollte, er habe gemeint, ausschließlich „Brüderkreise“ vor sich zu haben, ist sein Auftreten bezeichnend. Seine Hauptkunst bestand darin, auf die ungläubigen Pastoren loszuschlagen, über Kirchengemeinderatssitzungen und Dekane böse Witze zu machen und das württembergische Konsistorium wegen der Schulbibel auf Unglauben anzuklagen, während er den Hauptpunkt seines Themas: Wie gewinnt die Evangelisation eine lebendigere Fühlung mit der Volkskirche? gar nicht berührte: daß nämlich jener der volkskirchliche Horizont noch fehlt. Wurster hielt es ihm vor und wies den Angriff ob des biblischen Lesebuchs scharf zurück: „So sollte sich die Konferenz in Württemberg nicht einführen.“ Wahrhaftig, wenn Kürlis die mehr norddeutsche „Aggressivität“ der Gemeinschaften repräsentiert, dann mögen unsere süddeutschen vor Ansteckung bewahrt bleiben! Aus derartigem Gepolter kann kein Segen kommen. — Wohlthuend stach davon die Ruhe und Sachlichkeit ab, mit welcher Rektor Dietrich von den Gefahren der Evangelisation redete. Auch hier betonte er, wie viel man den Landeskirchen zu verdanken habe, und daß die Evangelisation nicht aus Opportunität, sondern von Herzen kirchlich sein müsse. — Ich glaube nicht, daß durch diese Verhandlungen neue Gemeinschaftskreise für die Evangelisation gewonnen worden sind und daß die geschlossene Burg unserer Michelianer Anlaß verspüren wird, nun die Falltüre herabzulassen, um der Evangelisation ein Heim bei sich zu bereiten.

Das Werben um mehr soziale Aggressivität des Pietismus ist auch auf starken Widerstand gestoßen. Was Rektor Dietrich darüber sagte, lautete sehr zurückhaltend. Und der erste Pfarrer des Landes, Stiftsprediger Prälat Weitbrecht, sprach es am Begrüßungsabend offen aus: Ich wünsche es nicht, daß die Entwicklung aus der Stille in die Oeffentlichkeit, aus dem in sich Geschlossensein ins Wirken bei den Gemeinschaften noch weiter fortgehe. Da würde die Wurzel ihrer Kraft, die stille Konzentration, Schaden nehmen.

Ob die Konferenz auf diesem Gebiete nicht doch Ergebnisse gezeitigt hat? Ich weiß es nicht. Die Berührung sozialer, kirchlicher, evangelistischer, pietistischer Kreise ist jedenfalls da. Einen Hauptreiz, ja den Hauptreiz der Konferenz bildete die offene Aussprache von Männern des Pietismus über ihre eigene Sache.

Daneben die Person Stoeckers, des so oft Totgesagten und doch immer wieder Lebendigen! Redner und Thema hatte am Donnerstag die Zahl der Zuhörer verdoppelt. Zwischen 600—700 mögen da gewesen sein, als Stoecker die Frage zu beantworten suchte: Kann ein Christ Sozialdemokrat, kann ein Sozialdemokrat Christ sein? Seine Antwort lautete: Ja, ein Christ kann Sozialdemokrat sein oder werden, wenn er als Christ die Tiefe der Gegensätze nicht ermißt, und ein Sozialdemokrat kann Christ sein, wenn er als Sozialdemokrat nicht prinzipiell denkt; andrerseits: Nein, ein bewußter Christ kann kein bewußter Sozialdemokrat und ein zielbewußter Anhänger der marxistischen Richtung kann kein bewußter Christ sein. Stoecker hat — mit Recht — scharf unterschieden zwischen dem Programm der Partei, um dessen willen kein schlichter Christ ihr den Rücken kehren müsse, und dem thatsächlichen Verhalten, das nicht nur antikirchlich, sondern vielfach geradezu widerchristlich genannt werden müsse. Aber eine Aenderung dieses thatsächlichen Verhaltens ist nicht undenkbar. „Wer das für unmöglich hält, kennt die Geschichte der Sozialdemokratie nicht!“ Und so hat es denn Stoecker auch für wünschenswert erklärt, daß Sozialdemokraten, die Christen sind oder werden, ihre Anschauung innerhalb der Partei festhalten und zur Geltung bringen.

Aus diesen Sätzen hat Stoecker die Konsequenz nicht gezogen. Denn dann hätte er die Frage seines Themas überhaupt nicht mehr stellen können. Er hätte vielmehr fragen müssen: Was haben wir Christen außerhalb der sozialdemokratischen Partei zu thun, um eine Aenderung ihres thatsächlichen Verhaltens gegenüber dem Christentum herbeizuführen und um die Stellung der Christen innerhalb der Partei zu stärken?

Stoecker hat sich ja redlich bemüht, dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Aber freilich der Mann, der so oft von der „sozialdemokratischen Verwüstung unsres Volkes“ geredet hat und der in der Agitation gerne in kräftigen Antithesen spricht, kam im Schlußwort doch wieder zum Vorschein, als er, seiner ersten These entgegen, erklärte: „Das Programm der Sozialdemokratie und das Programm des Christentums stehen sich diametral gegenüber.“

Es war von hohem Interesse, daß nun auch ein Gegner das Wort ergriff, Konsistorialrat a. D. Frank aus Danzig. Er fand in Todtschem Geiste zwischen den Grundgedanken des sozialdemokratischen Programms und zahlreichen Worten und Gedanken des Neuen Testaments solche Verwandtschaft, daß er zu dem Satze kam: ein bewußter Christ kann sehr wohl ein bewußter Sozialdemokrat sein und umgekehrt. Er hat die Idealisierung vollzogen, von der in der Christlichen Welt Nr. 23 Sp. 542 die Rede war. Eben darum steht bei ihm noch ernster,

als sie dort gestellt war, im Hintergrund die andere Frage: Muß nicht ein Christ Sozialdemokrat sein? Und in der Konsequenz der Frankschen Ausführungen scheint mir die Bejahung dieser Frage zu liegen. Diese Frage ist nur möglich, wenn man die Sozialdemokratie in erster Linie nicht als politische Partei, sondern als Weltanschauung wertet. Das ist meiner bescheidenen Meinung nach der weitverbreitete Grundschaden. Eine „Befreiung" der Sozialdemokratie ist nur dann zu erreichen, wenn sie als politische Partei mit politischen Zielen und Mitteln sich giebt und hiezu durch gesellschaftliche und staatliche Anerkennung, wie durch vernünftige Polemik erzogen wird. Darum soll die Sozialdemokratie politisch bekämpfen, wer ihr politischer Gegner ist; aber er soll das Christentum dabei aus dem Spiel lassen. Eben diese Forderung müssen auch die Christen und Politiker innerhalb der Sozialdemokratie erheben. Wenn der „Vorwärts" neuerdings von Parteiwegen zur Verbreitung von Flugschriften gegen das Christentum auffordert, die er wieder auflegt oder neu herausgiebt,*) so sinkt die Sozialdemokratie herab auf die Stufe des Zentrums: beiden Parteien ist dann das Christentum Mittel zum Zweck, gut genug, um im parteipolitischen Interesse ausgebeutet zu werden, hier durch Verteidigung und Protegierung, dort durch Angriff.

Als Letzter vor Stoeckers Schlußwort verfocht Dr. Gmelin-Großaltdorf, der dem Protestantenverein nahe steht, die These des Pietismus, daß jede intensive parteipolitische Arbeit unchristlich sei oder mache, daß also kein politischer Parteimann oder Agitator irgendwelcher Richtung Christ sein könne, „nicht einmal ein nationalsozialer".

So interessant Vortrag und Debatte war, beides hatte etwas Unbefriedigendes. Das lag vor allem an der falschen Fragestellung selbst. — Als am Freitag Pfarrer Lic. Weber in München-Gladbach seinen Vortrag über öffentliche Meinung und christlichen Volksgeist hielt, war das Hauptinteresse dahin, wie denn auch die Teilnehmerzahl bedenklich (auf kaum zweihundert) gesunken war. Dagegen war die Predigt Stoeckers sehr gut, der Gewerkschaftsabend immerhin gut besucht.

In den Kommissionssitzungen wurde fleißig gearbeitet. Während Vortrag und namentlich Debatte über die „Förderung des synodalen Lebens" ein ziemliches Potpourri der verschiedensten kirchlichen Standpunkte und Meinungen bot, erhielt man in der Sitzung über Zwangserziehung ein vorzügliches Referat von Pfarrer Kohler aus Schönbronn. Den weiteren Sitzungen konnte ich nicht anwohnen. Den Abschluß bildete eine Evangelisationsversammlung, auf der neben Stoecker Stockmaier aus Hauptweil redete.

Die Konferenz sandte an den Kongreß in Braunschweig ein Begrüßungstelegramm, das erwidert wurde. Es ist ja ein wesentlich andres Publikum, an das sich Kongreß und Konferenz wenden: der erstere an die sozial und christlich Interessierten unter den Gebildeten, der letztere an die kirchlich Interessierten und an die Gemeinschaftsleute. So mögen sie friedlich neben einander tagen und wirken.

Reinhold Dieterich

*) Was sagt denn Göhre als Christ und Sozialdemokrat zu dieser Provokation? — Im übrigen brauche ich wohl nicht zu sagen, daß unsre, d. i. unsers Blattes, Stellung zur Sozialdemokratie genau die oben vom Herrn Verfasser geforderte ist. D H

Der neue Index der verbotenen Bücher

Im Herbste vorigen Jahres ist der neue Index veröffentlicht und durch ein vom 17. September 1900 datiertes päpstliches Breve „Jedermann und aller Orten zu unverbrüchlicher Nachachtung" vorgeschrieben worden. Die große Aufgabe einer Neuordnung der kirchlichen Büchergesetzgebung, die sich Leo XIII. gesetzt hatte, ist damit zum Abschluß gelangt. Unsere Leser sind erst vor kurzem, in Nr. 20 des Jahrganges 1899, durch einen Artikel von Professor Hegler sowohl über Wesen und Bedeutung des Index im Allgemeinen als auch über die vom Papste angestrebten Aenderungen und Verbesserungen im Besonderen unterrichtet worden. Es genügt also die Wiederholung des Hinweises darauf, daß Leo durch die Konstitution Officiorum ac munerum vom 24. Januar 1897 ein neues Recht geschaffen hat, indem er alle früheren Bestimmungen mit Ausnahme der Konstitution Benedikts XIV. von 1758 außer Geltung setzte. Diese allgemeinen Anordnungen finden nunmehr in einem neuen Verzeichnis der von der römischen Kirche verbotenen Bücher ihre sachgemäße Ergänzung.

Der neue Index*) zeichnet sich vor den früheren in mehrfacher Beziehung vorteilhaft aus. Zunächst muß man ihm das Lob spenden, daß er trefflich ausgestattet und sehr sorgfältig gearbeitet ist. Der Druck, auch der der nicht-italienischen, vor allem also auch der deutschen Titel, ist durchweg sauber und genau. Man hat sich offenbar überall die Mühe gegeben, die Titel selbst einzusehen und danach richtig wiederzugeben. Solche grobe Versehen vollends, wie daß man früher Tolstoi unter Dmitry zu suchen hatte, sind ganz vermieden worden. Der Sekretär der Index-Kongregation, der Dominikaner Thomas Esser, wird nicht zu viel behauptet haben, wenn er eine Anfrage dahin beantwortete, daß „bei der Herausgabe des neuen Index Librorum Prohibitorum alle nur immer zugänglichen Hilfsmittel auf das gewissenhafteste benutzt worden sind, gewiß also auch und nicht in letzter Linie das überaus fleißige Werk des Professors Reusch."**) Ich glaube, daß Reusch, wenn er die Ausgabe des neuen Index erlebt hätte, an der Gewissenhaftigkeit der äußeren Herstellung seine Freude gehabt haben würde.

Ein weiterer Vorzug des neuen Verzeichnisses sind die erheblichen Kürzungen, die es im Vergleich mit den früheren Ausgaben aufweist. Leo XIII. sagt in dem oben erwähnten Breve, daß „das Verzeichnis gegenüber seinen Vorläufern nicht nur erheblich verbessert, sondern auch der Benutzung zugänglicher erscheint, sofern nicht wenige Bücher weggelassen sind, deren einst notwendige und zweckmäßige Verurteilung heute unnötig erscheinen möchte," und Pater Esser schreibt in der Vorrede zum Index: manches kleine Schriftchen, oft nur von wenig Seiten, sei, obwohl es voll Gift und Galle war, doch im Laufe der Zeit wie vom Winde fortgeblasen worden, so daß es kaum, ja nicht einmal kaum, noch aufgetrieben werden könne. Auch das ist richtig, ja es hätte am Ende selbst vom römischen Standpunkte nicht geschadet, wenn man in dieser Beziehung noch gründlicher gesäubert hätte. So zeigt z. B. der Vergleich, daß die Schriften von protestantischen Theologen aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die bisher auf dem Index standen, fast alle darauf geblieben sind, obwohl an ihrer herzlichen Unbedeutendheit gar nicht gezweifelt werden kann und selbst die Namen der Verfasser zum Teil schon völliger Vergessenheit anheimgefallen sind. Man erhält hier den Eindruck, als seien diese Schriften nur beibehalten, ut aliquid fieri videatur, d. h. um den guten Willen zu zeigen, wenigstens eine einigermaßen nennenswerte Zahl von Ketzern weiterzuführen. Vermutlich wird es mit den katholischen Schriften nicht viel anders stehen, obwohl das Weiterschleppen der in den Jansenistischen Streitigkeiten produzierten antirömischen Litteratur eine gewisse Berechtigung haben mag. Jedenfalls ist, da — wie wir noch sehen werden — die Reformatoren und andere protestantische Theologen des 16. Jahrhunderts fortgefallen sind, die protestantische Theologie nicht gerade mehr glänzend vertreten,

*) Der Titel lautet in der römischen Originalausgabe: Index Librorum Prohibitorum SSmmi D. N. Leonis XIII. Jussu et Auctoritate Recognitus et Editus. Praemittuntur Constitutiones Apostolicae de Examine et Prohibitione Librorum. (Verzeichnis der verbotenen Bücher, auf Befehl und mit Genehmigung unseres allerheiligsten Herrn Leos XIII. durchgesehen und herausgegeben. Vorangeschickt sind die Apostolischen [nämlich päpstlichen, Leos und Benedikts] Konstitutionen über Prüfung und Verbot der Bücher.) Romae, Typis Vaticanis MCM. Preis 5 Lire.

**) Ich entnehme diese Notiz der vor kurzem erschienenen Biographie des am 3. März 1900 verstorbenen Gelehrten aus der Feder des Professors am altkatholisch-theologischen Seminar in Bonn D. Leopold Karl Goetz. (Gotha, Perthes 1901. 127 S. 1,50 Mk.) Das große Werk von Reusch (Der Index der verbotenen Bücher. 2 Bde. Bonn, Cohen 1883 und 1885. 624 und 1266 S. 40 Mk.) ist zum Studium aller den Index betreffenden Fragen nach wie vor unentbehrlich.

auch nicht die des 19. Jahrhunderts. Sieht man von Straußens Leben Jesu, Reußens La bible sainte, Sabatiers François d'Assise und allenfalls noch Bunsens Hippolytus und seine Zeit ab, so bleibt Nichts übrig; denn mit Edgar Bauers Streit der Kritik mit Kirche und Staat und vollends mit der lateinisch geschriebenen Dissertation des mir leider unbekannt gebliebenen Carl Gramberg aus dem Jahre 1829 über die Quellen der Genesis läßt sich gewiß kein Staat machen. Wellhausen steht nicht auf dem Index, Hases Polemik auch nicht. Wenn der englische Gelehrte Thomas James 1627 gemeint hat, man müsse den Index studieren, wolle man die wertvollen Bücher kennen lernen, so gilt sein Wort jedenfalls von dem gegenwärtigen Index nicht mehr, oder nur in der Beschränkung auf ganz bestimmte Partieen (z. B. die schon genannten Jansenistischen Streitigkeiten, vielleicht auch die Frage nach der weltlichen Herrschaft des Papstes).

Einen besonderen Reiz besaß der alte Index dadurch, daß in ihm die Namen (und teilweise die Schriften) der Reformatoren und älteren protestantischen Theologen aufgeführt waren. Dieser Reiz ist dem neuen Verzeichnis verloren gegangen, denn zufolge der Konstitution Leos sind alle Bücher, die vor dem Jahre 1600 entweder von den Päpsten oder von den allgemeinen Konzilien verurteilt und früher im Index aufgeführt waren, gestrichen worden. Doch darf man nicht glauben, daß ihre Lektüre nun ohne Weiteres gestattet sei. In der Konstitution heißt es etwas mysteriös, daß diese Bücher „in derselben Weise als verurteilt gelten sollen, wie sie einst verurteilt worden sind." Esser hat sich in der Vorrede bemüht, das bei der Benutzung des Index naheliegende Mißverständnis folgendermaßen zu beseitigen:

Diejenigen irren, welche meinen, alle sich auf die verbotene Bücherlektüre beziehenden Fragen seien allein mit Hilfe des Index zu lösen, als wenn von den unzähligen widrigen und verderblichen Büchern, die im Laufe der Jahrhunderte erschienen sind, nur die verboten seien, welche durch besondere Dekrete verurteilt im Verzeichnis der verbotenen Bücher aufgeführt sind. Es gilt hier zu verstehen, was der Index bedeutet und was bei seiner Einrichtung die leitende Absicht gewesen ist. Nicht das ist die Absicht, daß in dem Verzeichnis alle einzelnen schädlichen Bücher aufgeführt werden sollen. Das ist einmal offenbar unmöglich, sodann unnötig, wenn nur die allgemeinen Vorschriften [nämlich die der Apostolischen Konstitutionen Benedikts und Leos] im Auge behalten werden. Es muß also immer noch ein besonderer Anlaß hinzukommen, weshalb die römischen Kongregationen ein Buch, das von den allgemeinen Bestimmungen bereits getroffen wird, noch einmal durch besonderes Dekret auf die schwarze Liste setzen. Einen solchen Anlaß bieten ihnen in den meisten Fällen die Benachrichtigungen, mittelst deren ein Bischof oder einer von denen, die es angeht, ein schädliches oder gefährliches Buch der Prüfung des heiligen Stuhles vorlegt. Auf solchen Anhalt hin, nicht aber indem er planmäßig aus allen Büchern ein besonders schlechtes heraussucht, sieht sich der heilige Stuhl oft genug veranlaßt, auch solche Bücher zu prüfen, die nicht unter die allgemeinen Vorschriften fallen. Deshalb würde es gänzlich falsch sein, im Index alle schädlichen und schlechten Bücher, ja auch nur diejenigen zu suchen, die in irgend einer Disziplin durch besondere Schlechtigkeit hervorragen, oder endlich zu verlangen, daß die Bücher im Index in einer bestimmten auf Inhalt oder Gegenstand beruhenden Reihenfolge [nämlich nicht der im Index angewandten alphabetischen] aufgeführt würden. Vielmehr zielt der Index nur darauf ab, daß die von den Päpsten durch apostolische Briefe oder von den römischen Kongregationen, in erster Linie der Index-Kongregation, aus irgend welchem Grunde durch besonderes Dekret in den letzten drei Jahrhunderten verurteilten Bücher Allen bekannt werden, damit nicht das Verbot ihrer Lektüre jemals in Vergessenheit gerate und seine Nichtbekanntschaft vorgeschützt werde.

Die Verteidigung ist nicht ungeschickt und mag auch bei genauer Beobachtung der Vorschriften der Konstitution Leos, ihre Wirkung nicht verfehlen. In Artikel 2 des Gesetzes heißt es: „Die Bücher der Apostaten, Häretiker, Schismatiker und aller Schriftsteller, die die Häresie oder das Schisma verteidigen oder die Grundlagen der Religion selbst irgendwie untergraben, sind durchaus verboten." Das gilt natürlich von den Schriften Luthers, Calvins u. A. in erster Linie, denn sie sind „in direkter Auflehnung gegen die Kirche geschrieben und voll Haß und Schmähung gegen die Kirche, ohne auf historischen oder dogmatischen Wert Anspruch machen zu können.*)

*) Ph. Schneider, Die neuen Kirchengesetze der Kirche (Mainz, Kirchheim 1900. 2,80 Mk.) ein empfehlenswerter Kommentar zu Leos Konstitution, die darin lateinisch und deutsch abgedruckt ist.

Andrerseits kommt doch auch mancher reformatorischen Schrift die Wohlthat des Artikels 4 zu Gute, wonach „die Bücher nichtkatholischer Verfasser, welche nicht ex professo von der Religion, sondern nur nebenbei die Wahrheiten des Glaubens berühren, nach kirchlichem Rechte nicht als verboten gelten, so lange sie nicht durch ein besonderes Dekret [d. h. aber durch Versetzung auf den Index] verboten sind". Dieser Artikel bedeutet jedenfalls eine Erleichterung, zumal auf dem alten Index ja nicht die Schriften der Reformatoren, sondern diese selbst namentlich verzeichnet waren. Trotz der offiziellen Erklärung kann es übrigens nicht ausbleiben — und umsonst wird Pater Esser nicht so viele Worte aufgewendet haben —, daß der Umstand, ob ein Buch auf dem Index steht oder nicht, seine Lektüre in katholischen Kreisen thatsächlich beeinflussen wird. Denn selbst den unmißverständlichen Vorschriften des Gesetzes gegenüber wird der Einzelne Ausflüchte, mit denen er sich selbst beruhigt, leicht zur Hand haben. Von diesem Gesichtspunkte aus kann man der neuen Büchergesetzgebung — wenn sie doch nun einmal weiterbestehen soll, und das verlangt das katholische System mit Recht — eine gewisse Sympathie nicht versagen.

Der neue Index zeigt übrigens, daß die Zensurthätigkeit auch im letzten Jahrzehnt ziemlich rege gewesen ist. Wenn ich richtig gezählt habe, sind in der Zeit von 1890 ab 82 Autoren mit 131 Schriften (Zola rechne ich viermal, da er durch vier Dekrete verurteilt wurde) auf den Index gekommen. Darunter befinden sich 60 italienische, 47 französische, 16 spanische und portugiesische, 4 englische und 4 deutsche Schriften. Die Zahlen zeigen, wie gering das Interesse ist, das der deutsche Katholik am Index zu nehmen hat. Freilich wiegen die vier deutschen, es sind Schells Bücher, für ihn alle anderen auf: denn Schells Verurteilung traf die gesamte deutsche katholische Wissenschaft, insbesondere die dogmatische. Das gegen Schell erlassene Dekret vom 15. Dezember 1898 ist zugleich das letzte. Die Jahre 1899 und 1900 scheinen demnach der Kurie wenig Aergernis bereitet zu haben. Ist es ein unfrommer Wunsch, daß es dabei nicht bleiben, sondern daß in Zukunft von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Zahl besonders der katholischen Schriftsteller sich mehren möge, die der Aufnahme in den Index für würdig erachtet werden?

G Krüger

Die Geschichte mit dem Silberschloß

Von Maxim Gorki*)

Wir waren unser drei Freunde — Semka Kargusa, ich und Mischka, ein bärtiger Riese mit großen blauen Augen, die Jedermann allzeit freundlich anlächelten und ewig vom Rausch verschwollen waren. Wir wohnten weit draußen im Felde, hinter der Stadt, in einem alten, halbzerstörten Gebäude, das aus irgend einem Grunde die „Glashütte" hieß — vielleicht, weil keins seiner Fenster auch nur eine einzige ganze Scheibe hatte. Wir befaßten uns mit den verschiedenartigsten Arbeiten, ohne uns vor irgend Etwas zu ekeln: wir reinigten die Höfe, gruben Rinnsteine, Keller und Senklöcher aus, trugen alte Gebäude und Zäune ab und versuchten einmal sogar, einen Hühnerstall zu bauen. Das aber gelang uns nicht — Semka, der die übernommenen Verpflichtungen mit pedantischer Ehrlichkeit zu erledigen pflegte, hatte gleich von vornherein unsere Fachkenntnisse in der Architektur der Hühnerställe in Zweifel gezogen, und eines Mittags, als wir beiden Andern ausruhten, die uns übergebenen Nägel samt zwei Brettern und einem dem Arbeitgeber gehörigen Beil in die Schenke getragen. Natürlich jagte man uns mit Schimpf und Schande von der Arbeitsstelle; da man uns aber Nichts wegnehmen konnte, weil wir eben Nichts hatten, machte man nicht erst Ansprüche auf Schadenersatz gegen uns geltend. Bei Wasser und Brot schlugen wir uns kümmerlich durch und fühlten alle drei eine in solcher Lage durchaus selbstverständliche Unzufriedenheit mit unserm Schicksal.

*) Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags abgedruckt aus Maxim Gorki, Ausgewählte Erzählungen. Erster Band. Berlin, Bruno und Paul Cassirer 1901. 2 Mk. D H

Bisweilen nahm diese Unzufriedenheit eine ziemlich schroffe Form an und verwandelte sich in ein Gefühl der Feindschaft gegen Alles, was uns rings umgab. Die Folge davon war, daß wir uns öfter zu recht gewagten Unternehmungen jener Art hinreißen ließen, von denen in dem „Statut über die Strafbefugnisse der Friedensrichter" die Rede ist. Im allgemeinen jedoch träumten wir in einer Art stumpfsinniger Melancholie vor uns hin, und da wir einzig mit dem Gedanken beschäftigt waren, irgend eine Gelegenheit zum Geldverdienen zu finden, reagierten wir nur schwach auf alle diejenigen Erscheinungen des Lebens, die uns eine solche Gelegenheit nicht darboten.

In unserer arbeitsfreien Zeit — und die stand uns in reichlichem Maße, mehr als wir bedurften, zu Gebote — lagen wir dem Denken und Träumen ob.

Semka, der Aelteste und Gesetzteste unter uns, war ein stämmiger Junge aus der Gegend von Pensa, der das Gärtnerhandwerk gelernt, dann aber nach dem Willen des Schicksals sich ganz und gar dem Trunke ergeben hatte. Vor etwa einem Jahre hatte er sich auf den Weg nach Nischni Nowgorod gemacht, wo er sich gelegentlich der großen Messe auf irgend eine Weise zu „bessern" gedachte, er war aber nur bis K. gekommen und hier hängen geblieben. Er war ein boshafter Skeptiker und ein scharfer, klarer Denker. Seine Ziele und Wünsche waren recht bescheidener Art:

„'s ist wirklich zum Beinausreißen," pflegte er zu sagen, wenn wir irgendwo an einem schattigen Plätzchen hinter der Stadt unsere leeren Bäuche auf den Boden hingestreckt hatten und uns über unsere dunkle Zukunft einigermaßen Klarheit zu schaffen suchten. . . . „Wie wär's, wenn wir nach Sibirien 'rübermachten? Ich würde dort meinen Weg schon machen! Würde bald irgend 'nen tüchtigen Meister finden und mich gleich zu ihm in die Lehre begeben. . . . ‚Hör' mal, lieber Freund,' würde ich sagen, ‚laß mich dein Schicksal teilen! — Das Gefängnis gemeinsam, und die Beute halb und halb.' Wenn wir dann so zwei, drei bessere Geschäfte zuwege brächten, wär' ich 'n gemachter Mann . . . hm—ja . . ."

„Warum willst du durchaus nach Sibirien gehn?" fragte ich beiläufig.

„Warum, Bruder? Weil dort allein das richtige fahrende Volk anzutreffen ist. . . . Leicht findet man sie dort, da ihrer viele sind. . . . Hier dagegen stößt man im Leben auf keinen ordentlichen Kerl. . . . Und versucht mans auf eigene Faust . . . dann geht die Sache schief. Die Uebung fehlt . . . die Hand ist unsicher . . ."

Mischka verstand es nicht, seinen Gedanken den rechten Ausdruck zu geben, doch unterlag es nicht dem geringsten Zweifel, daß er für sich sehr viel und tief nachdachte. Man brauchte nur in seine gutmütigen blauen Augen zu sehen, die stets irgend wohin in die Ferne gerichtet waren, und das stille, trunkene Lächeln zu beobachten, das beständig in seinem dichten, stets mit allerhand Fremdkörpern — Vogelfedern, Strohhalmen, Holzspänen, Eierschalen u. s. w. — behafteten Vollbart spielte, um sofort die Ueberzeugung zu gewinnen, daß man in Mischka den richtigen Typus des philosophierenden Bauern vor sich hatte.

Auch ich war ein Denker in meiner Art . . . aber die Richtung meiner Gedanken ist bis auf den heutigen Tag nur für mich allein von Interesse. . . .

Wir hatten uns etwa vierzehn Tage vor dem Faktum, das ich eben zu berichten mich anschicke, in einer Herberge kennen gelernt.

Zwei, drei Tage später waren wir bereits mit einander befreundet, das heißt, wir gingen gemeinsam überall hin, vertrauten einander unsere Pläne und Wünsche, teilten unsere Beute mit einander und hatten überhaupt ein stillschweigendes Schutz- und Trutzbündnis gegen alle Unbilden des Lebens, das uns hart genug mitspielte, geschlossen.

Im Laufe des Tages suchten wir eifrig eine Gelegenheit, irgend Etwas zu zersägen, auszugraben, auseinanderzunehmen oder wegzuräumen, und wenn eine solche Gelegenheit sich fand, gingen wir anfangs ziemlich leidenschaftlich ans Werk. Nach zwei Stunden aber hatte für gewöhnlich die Arbeit ihren Reiz für uns bereits verloren — es mochte wohl sein, daß jeder von uns im Stillen sich zu höheren Funktionen berufen fühlte, als zum Beispiel die Herstellung oder Reinigung einer Senkgrube es ist; das Letztere, füge ich für Uneingeweihte hinzu, ist sogar noch unangenehmer als das Erstere.

Die Sache begann in der Regel damit, daß Semka die Zweckmäßigkeit der von uns übernommenen Arbeit zu bezweifeln anfing.

„Da graben sie nu 'ne Grube . . . und wozu? Um das Spülwasser reinzugießen. Können sie's nicht einfach so auf 'n Hof gießen? Nein, sagen sie, das geht nicht, es giebt 'nen schlechten Geruch! So 'n Unsinn — Spülwasser soll schlecht riechen! Oder zum Beispiel die Küchenabfälle: wirft man 'ne Salzgurke raus — wonach soll so 'n kleines Ding denn riechen? 's wird 'nen Tag liegen — und ist weg . . . verfault. Ich will nicht sagen 'ne Menschenleiche — wenn man die direkt in der Sonne liegen läßt, wird sie natürlich stinken, weil's eben ein großer Kadaver ist. Aber 'ne Gurke . . ."

Mit solchen Sentenzen und philosophischen Betrachtungen kühlte Semka natürlich unsern Arbeitseifer ganz beträchtlich ab. Wenn wir nun tagweise gemietet waren, war das für uns ziemlich vorteilhaft, weil sich damit die Arbeit länger hinzog. Hatten wir hingegen eine Arbeit in Akkord übernommen, dann wickelte sich die Sache zumeist etwas anders ab. In der Regel suchten wir es so einzurichten, daß wir einen gehörigen Vorschuß bekamen, der natürlich weit früher aufgezehrt war, als wir die Arbeit beendet hatten. Dann gingen wir zu unserem Arbeitgeber und baten um eine Zulage; er jagte uns meistens weg und drohte uns mit der Polizei, die uns schon zwingen würde, die zum größeren Teil bezahlte Arbeit zu Ende zu führen. Wir entgegneten dann, daß wir doch mit hungrigem Magen nicht arbeiten könnten, und bestanden mehr oder weniger hartnäckig auf der Zulage, die wir in den meisten Fällen auch glücklich erlangten.

Das war natürlich nicht sehr schicklich von uns, aber dafür war es für uns recht einträglich, und wir konnten doch nichts dafür, wenns im Leben einmal so unpraktisch eingerichtet ist, daß die Schicklichkeit einer Handlung fast immer mit ihrer Einträglichkeit im Widerspruch steht.

Die Unterhandlungen mit den Arbeitgebern nahm stets Semka auf sich, und er führte sie, die Wahrheit zu sagen, sehr geschickt und diplomatisch durch, indem er die Billigkeit seiner Forderungen mit dem Ton eines von der Arbeit erschöpften und unter ihrer Last zusammenbrechenden Menschen nachzuweisen wußte.

Mischka stand für gewöhnlich daneben, schwieg und zwinkerte mit seinen blauen Augen, wobei zuweilen ein gutmütiges, einfältiges Lächeln über sein Gesicht huschte, wie wenn er versuchte, auch seinen Senf dazu zu geben, aber nicht recht den Mut dazu fände. Er sprach überhaupt sehr wenig und hielt nur, wenn er betrunken war, gelegentlich eine Art Speech.

„Ihr meine Brüder! . . ." rief er dann lächelnd, wobei seine Lippen seltsam zu zucken begannen und aus seiner Kehle ein Räuspern und Hüsteln drang, das er durch Vorhalten der Hand vergeblich zu dämpfen suchte.

„Na!" feuerte Semka den Zögernden ärgerlich und ungeduldig an.

„Ihr meine Brüder! . . . Wir leben doch eigentlich wie die Hunde. . . . Oder sogar weit schlechter als die Hunde. . . . Und warum das? Niemand weiß es. Aber es geschieht nach dem Willen Gottes, muß man annehmen. Alles geschieht nach seinem Willen . . . nicht wahr, ihr Brüder? Na also . . . wir verdienen eben mal so 'n Hundeleben, weil wir halt schlechte Kerle sind. Sind wir wirklich schlechte Kerle, he? Na, 's muß wohl sein. . . . Ich sag' also jetzt: wir müssen's nicht anders wert sein, wir Hunde. Ists richtig, was ich da meine? Es geschieht uns folgedessen nur nach unsern Thaten. . . . Also müssen wir halt unser Schicksal ertragen. . . . He? Ists richtig?"

„Dummkopf!" versetzte Semka kurz und barsch auf die besorgte, offenbar von einem zarten Gewissen zeugende Frage des Genossen.

Dieser aber lächelte schüchtern, wie schuldbewußt, und schwieg, indem er nur durch die vom Trinken verschwollenen Augenlider blinzelte.

Eines Tages hatten wir bei unsrer Arbeitssuche wieder Glück gehabt. Wir hatten uns in Erwartung einer Nachfrage nach unsern Fäusten auf dem Markte herumgetrieben und waren hierbei auf eine magere, kleine alte Dame mit runzeligem, strengem Gesicht gestoßen. Ihr Kopf wackelte ganz seltsam hin und her, und auf ihrer Eulennase saß lose eine große Brille in schwerer silberner Einfassung, die sie immer wieder zurecht schob, wobei ihre kleinen, trocken glänzenden Augen lebhaft hervorblitzten.

„Seid ihr frei? Sucht ihr Arbeit?“ fragte sie uns, als wir alle drei sie erwartungsvoll anglotzten.

„Schön!“ sagte sie, als sie von Semka eine rasche, ehrerbietige, bejahende Antwort erhalten hatte. „Bei mir ist eine alte Badstube abzutragen und ein Brunnen zu reinigen. . . . Wie viel würdet Ihr dafür nehmen?“

„Müßten uns erst mal die Sache ansehn, gnädige Frau — wie groß die Badstube ist!“ meinte Semka in treuherzigem Tone. „Und auch den Brunnen . . . es giebt sehr verschiedne Brunnen! Manchmal sind sie sehr tief . . .“

Sie lud uns auf ihren Hof ein, und eine Stunde später waren wir bereits, mit Aexten und Hacken bewaffnet, eifrig dabei, die Dachsparren der Badstube abzutragen, nachdem wir die ganze Arbeit, die Brunnenreinigung mit eingeschlossen, für fünf Rubel übernommen hatten. Die Badstube stand in einem alten, stark vernachlässigten Garten ganz hinten, in einem Winkel. Nicht weit davon stand zwischen Kirschgesträuch eine Laube, und vom First der Badstube sahen wir, daß die Alte auf einer Bank in der Laube saß und in einem großen offenen Buche, das auf ihren Knien lag, eifrig las . . . Von Zeit zu Zeit warf sie einen scharfspähenden Blick zu uns herüber, wobei das Buch auf ihren Knien sich verschob und ein offenbar massiv silbernes Schloß daran hell in der Sonne glänzte . . .

Keine Arbeit geht so rasch von statten, wie die Arbeit des Zerstörens . . .

Wir tummelten uns eifrig in den Wolken trockenen, ätzenden Staubes, den wir emporwirbelten, wobei wir jeden Augenblick niesen, husten, uns räuspern und uns die Augen wischen mußten; die Badstube zerfiel förmlich knackend und knisternd unter unsern Händen — sie war ebenso morsch und alt wie ihre Herrin . . .

„Na, Brüder, vorwärts! Immer feste ran!“ kommandierte Semka, und eine Balkenlage nach der andern stürzte krachend zu Boden.

„Was mag das eigentlich für'n Buch sein? So 'n dickes Buch!“ fragte Mischka nachdenklich, während er sich auf seine Hacke stützte und mit der flachen Hand über die staubbedeckte, schweißige Stirn wischte, was ihm im Handumdrehen das Aussehen eines Mulatten gab. Dann spuckte er wieder in die Hände, holte mit der Hacke aus, suchte sie in eine Spalte zwischen den Balken zu zwängen und sagte nachdenklich, während er an dem Gebälk zu zerren begann:

„Für 'n Evangelienbuch scheints mir eigentlich zu dick . . .“

„Was kümmerts dich eigentlich?“ fragte Semka, indem er Mischka aufmerksam musterte.

„Was es mich kümmert? Nichts weiter. . . . Ich hör nur gern mal zu, wenn Jemand aus 'nem Buche vorliest . . . aus 'nem heiligen, heißt das. . . . Bei uns im Dorfe war 'n Soldat, Afrikan hieß er — der las dir den Psalter nur so herunter . . . wie wenn 'ne Trommel wirbelt. . . . Prächtig las er!“

„Na also — was weiter?“ fragte Semka wieder, während er sich eine Zigarette drehte.

„Nichts weiter! Sehr schön hörte sichs an . . . wenn mans auch nicht verstand. . . . Aber es sind doch immer solche Worte . . . auf der Straße hört man dergleichen nicht. . . . Verstehen thust du's nicht — und fühlst doch, daß es Worte für die Seele sind.“

„Verstehen also thust du's nicht, sagst du. . . . Wirklich, der Kerl ist dumm wie 'n Baumstumpf!“ verhöhnte Semka den Kameraden.

„Du mußt natürlich immer schimpfen . . .,“ brummte Mischka aufseuzend.

„Wie soll man denn sonst mit Dummköpfen reden? Versteht denn solches Volk was Andres? Schlepp mal den fauligen Balken da zur Seite . . . so!“

Die Badstube verschwand mehr und mehr in dem Haufen von Trümmern, die sie umgaben, und in den Staubwolken, von denen das Laub der Bäume ringsum ganz grau erschien. Die Julisonne schonte unsre Rücken und Schultern nicht. Ueber unsre Gesichter rann der Schweiß, und sie färbten sich bunt von dem Staub und dem Schmutz, so daß es schwer gewesen wäre, nach unsrem Teint zu bestimmen, welcher der vier farbigen Rassen wir eigentlich angehörten.

„Das Buch hat doch 'nen silbernen Beschlag,“ begann Mischka von neuem.

Semka reckte den Kopf empor und spähte nach der Richtung der Laube.

„Es scheint wirklich so,“ sagte er kurz.

„Ganz gewiß ists ein Evangelienbuch.“

„Mags doch ein Evangelienbuch sein, was thuts?“

„Nichts weiter!“

„Nichts? Von der Ware hab ich alle Taschen voll! Wenn du schon . . . die Heilige Schrift so sehr liebst, dann geh doch hin, laß dir von ihr was vorlesen! Sag einfach zu ihr: ‚Lest mir doch, Mütterchen, was vor! . . . Unsereins kommt sonst nicht zu diesem Trost. . . . In die Kirche gehn wir nicht, weil wir so schmutzig und unanständig aussehen, und 'ne Seele haben wir doch schließlich auch . . . ganz vorschriftsmäßig . . . am richtigen Fleck . . .‘ Geh, spring mal rasch zu ihr hin!“

„Meinst du wirklich, ich . . . soll gehn?“

„Natürlich!“

Mischka warf die Spitzhacke hin, zupfte sein Hemd zurecht, wischte mit dem Aermel den Staub von seinem Gesichte und sprang von der Wand der Badstube herunter.

„Die wird dich schön auf die Beine bringen, dummer Kerl!“ brummte Semka spöttisch lächelnd hinter ihm her. Doch beobachtete er zugleich mit größter Neugier den Kameraden, der sich zwischen den Pestwurzstauden hindurch der Laube näherte. Mischkas hohe, etwas gebeugte Gestalt mit den staubigen, nackten Armen bewegte sich schwerfällig vorwärts, während ein verlegenes Lächeln um seinen Mund spielte. Die Alte hob den Kopf empor und maß mit ruhigem Blick den auf sie zuschreitenden Stromer. In den Gläsern ihrer Brille wie in deren silberner Einfassung spielten die Strahlen der Sonne.

Sie jagte Mischka nicht fort, wie Semka es vermutet hatte. Das Rauschen der Blätter verhinderte uns zu hören, wovon jener mit ihr sprach; wir sahen nur, daß er sich — plumps! zu ihren Füßen niedersetzte, so daß seine Nase fast das offene Buch berührte. Sein Antlitz nahm einen feierlichen, ruhigen Ausdruck an; wir sahen, wie er in seinen Bart blies — offenbar, um den Staub von ihm wegzublasen — wie er hin und her rückte und schließlich in einer unbeholfenen Pose, den Hals weit vorgestreckt und mit erwartungsvollen Blicken auf die in dem Buche blätternden Hände der Alten schauend, sitzen blieb.

„Seh doch Einer den zottigen Hund! . . . Ruht sich einfach aus. . . . Und wir . . . wir sollen hier arbeiten? Er wird sich dort räkeln — und wir werden uns für ihn abrackern? Fällt uns nicht ein!“

Wenige Minuten später saßen wir beide gleichfalls in der Laube neben unsrem Kameraden. Die Alte hatte nicht ein Wort gesagt, als wir herankamen. Sie hatte uns nur durchdringend angeschaut und wieder in dem Buche zu blättern begonnen, als ob sie darin irgend eine Stelle suchte. . .

Wir saßen mitten in üppigem, frisch duftenden Grün, und über uns wölbte sich der mildlächelnde, wolkenlose Himmel. Ab und zu fuhr ein leichter Windstoß über den Garten. Das Laub begann in jenen geheimnisvollen Tönen zu rauschen, die stets so besänftigend auf die Seele wirken und das stille Gefühl des Friedens in ihr wecken. Es ist, als ob eine geheimnisvolle, dem Menschen freundliche Macht in der Nähe weilte, die seine Seele von allem Unrat läutert oder wenigstens ihn diesen Unrat zeitweise vergessen und leichter, frischer aufatmen läßt.

„Paulus, ein Knecht Jesu Christi,“ ließ die Stimme der Greisin sich vernehmen. Sie klang zitternd, gleichsam rissig vom Alter, dabei ehrfurchtheischend und voll strenger Würde. Bei den ersten Worten hatte Mischka sich andächtig bekreuzt, während Semka unruhig auf der Erde hin und her rückte, um sich bequemer zu setzen. Die Alte warf ihm einen musternden Blick zu, ohne dabei im Lesen einzuhalten.

„Mich verlanget euch zu sehen, auf daß ich euch mitteile etwas geistlicher Gabe, euch zu stärken; das ist, daß ich samt euch getröstet würde, durch euren und meinen Glauben.“

Semka, der ein richtiger Heide war, gähnte laut; sein Kamerad sah ihn mit den großen blauen Augen vorwurfsvoll an und senkte dann seinen zottigen, ganz verstaubten Kopf. . .

Auch die Alte hatte, ohne ihre Lektüre zu unterbrechen, Semka einen strafenden Blick zugeworfen, was diesen einigermaßen verwirrte. Er schnupperte mit der Nase in der Luft, senkte die Augen und seufzte tief und andachtsvoll auf — jedenfalls in der Absicht, den schlechten Eindruck seines Betragens zu verwischen.

Ein paar Minuten vergingen ohne Störung. Die eindringliche, monotone Vorlesung wirkte auf uns beruhigend.

„Denn Gottes Zorn vom Himmel wird geoffenbart über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen . . .“

„Was willst du?“ fuhr plötzlich die Vorleserin auf Semka los.

„Ich? . . . Gar nichts! Lesen Sie ruhig weiter — ich hör zu!“ versetzte dieser gelassen.

„Weshalb faßtest du denn mit deinen schmutzigen Pfoten nach dem silbernen Buchschloß?“ fragte die Alte ärgerlich.

„Aus Neugier . . . eine sehr feine Arbeit! Ich versteh nämlich was davon — bin gelernter Schlosser. . . . Darum faßt ichs an.“

„Hör mal,“ versetzte die Alte streng, „sag mir doch, wovon las ich eben?“

„Erlauben Sie . . . das weiß ich ganz genau . . .“

„Na, sags mal!“

„'ne Predigt wars . . . 'ne Art Belehrung über den Glauben und auch über die Sünde . . . Sehr einfach, und . . . Alles sehr richtig! Es zwickt förmlich in die Seele!“

Die Alte schüttelte zornig den Kopf und sah uns alle drei vorwurfsvoll an.

„Verlorene Seelen seid ihr . . . Steiniger Boden! Marsch an eure Arbeit!“ rief sie empört und ging davon.

„Sie ist wohl . . . böse geworden?“ fragte Mischka mit schuldbewußtem Lächeln.

Semka kratzte sich im Nacken, gähnte und sah der Alten nach, die auf dem schmalen Gartenweg dem Hause zuschritt, ohne sich noch einmal nach uns umzusehen.

„Das Schloß an dem Buche ist wirklich von Silber . . .“ meinte Semka nachdenklich.

Und er lächelte dabei übers ganze Gesicht, wie im Vorgeschmack eines zukünftigen Genusses. (Schluß folgt)

Verschiedenes

Theologischer Jahresbericht, herausgegeben von G. Krüger 20. Band, enthaltend die Litteratur des Jahres 1900. Berlin Schwetschke und Sohn. 30 Mk.

Der buchhändlerischen Anzeige des Jahresberichtes in unserer heutigen Nummer möchte ich ein empfehlendes Wort mit auf den Weg geben. Wie mir Professor Krüger, der jetzt als alleiniger Herausgeber genannt ist, mitteilt, ist die finanzielle Lage des Berichtes derart, daß, wenn ihm nicht thatkräftige Unterstützung zu teil wird, das Eingehen des allgemein als unentbehrlich anerkannten Unternehmens zu befürchten ist. Ich wiederhole deshalb die von Krüger in Nr. 52 des vorigen Jahrganges ausgesprochenen Bitten, nämlich 1. daß die Interessenten, soviel in ihrer Macht steht, die öffentlichen Bibliotheken unbedingt zur Anschaffung des Berichtes anhalten, 2. daß die Pfarrbibliotheken, soweit es die Finanzen irgend erlauben, sich zum Abonnement melden, 3. daß der Bericht in keinem theologischen Lesezirkel fehle, 4. daß, wer irgend die 30 Mark entbehren kann, mit ihnen zum eigenen und zum gemeinen Nutzen nicht zurückhalte. Darauf, daß die Abteilungen einzeln bezogen werden können, mag noch ausdrücklich hingewiesen werden.

Mit fünfzig Abonnenten mehr wäre schon viel geholfen. Es ist Ehrensache der wissenschaftlichen Theologen in Deutschland, das Werk am Leben zu erhalten. R

Nicht die Gewohnheit, sondern die Wahrheit. „Christus hat nicht gesagt: Ich bin die Gewohnheit! sondern: Ich bin die Wahrheit!“ so lesen wir in Nr. 21 der Christlichen Welt in dem Aufsatz von Theodor Häring über Hackenschmidts Christlichen Glauben. Es wird nicht angedeutet, daß das Wort Zitat sei, ob aus Hackenschmidt selbst oder sonst woher. Aber als Zitat wird das Wort vielfach angeführt, namentlich in der lateinischen Form: Veritas, non consuetudo. Von wem stammt das Wort? Uebersetzt man es ins Griechische, so giebt es ein Wortspiel zwischen Al-étheia und Synétheia (ἀλήθεια und συνήθεια). Vielleicht stammt es von Libosus, Bischof von Surgase*) in Nordafrika, welcher auf der unter Cyprian in Karthago gehaltenen Synode sagte:

„Im Evangelium sagt der Herr: Ich bin die Wahrheit; er sagte nicht: ich bin die Gewohnheit. Also muß, nachdem die Wahrheit geoffenbart ist, die Gewohnheit weichen (ὥστε ἀλοκαλυφθείσης τῆς ἀληθείας παραχωρείτω ἡ συνήθεια). Hat einer bisher die Ketzer in der Kirche nicht getauft, so taufe er sie jetzt.“ Vgl. Reliquiae iuris ecclesiastici antiquissimi graece ed. P. A. de Lagarde 1854, S. 47 und XLI.

Bei derselben Gelegenheit sagte Zosimus von Tharazus (S. 51): „Nachdem die Wahrheit geoffenbart ist, muß der Irrtum (πλάνος) der Wahrheit weichen; denn auch Petrus, der früher Beschnittene, gab dem Paulus nach „die Wahrheit zu verkünden.“

In der Einleitung macht Lagarde S. XLI auf ein dem „Klemens von Rom“, d. h. den Klementinischen Homilien entstammendes Wort aufmerksam: es sei ein Unterschied zwischen der Wahrheit und der Gewohnheit (διαφορὰ τυγχάνει τῆς ἀληθείας καὶ συνηθείας). Die Wahrheit wird gefunden, wenn sie echt gesucht wird; die Gewohnheit übt, wie sie überkommen wird, ob wahr ob falsch, „ungeprüft von sich aus Gewalt“ oder „wird ungeprüft festgehalten“, (ἀκρίτως ὑφ᾽ ἑαυτοῦ κρατύνεται). Zu diesem Wort können die Theologen jetzt Holl in den „Fragmenten vornicänischer Kirchenväter“ vergleichen (Texte und Untersuchungen, Neue Folge V, 2). Klemens von Alexandrien setzt den Logos, das Vernünftige, in Gegensatz zur συνήθεια, zur Gewohnheit; auf das Wort Jesu selbst, das er sonst wohl kennt, kommt er in diesem Zusammenhang nicht zu sprechen. Origenes, der Joh. 14, 6 überaus oft anführt und auf Grund desselben Jesus die beseelte oder personifizierte Wahrheit zu nennen liebt (ἡ ἔμψυχος ἀλήθεια, ἡ αὐτοαλήθεια), stellt es auch nicht der Gewohnheit gegenüber.

Bis auf Weiteres wird also jenes afrikanische Konzil als die Geburtsstätte des schönen Wortes zu gelten haben. Es ist schön, daß wir grad von der Unversität Tübingen aus wieder an dasselbe erinnert werden, welche das Ego sum via, veritas et vita in ihrem Siegel hat; und da auf unsern Synoden die Tradition so vielfach die erste Rolle spielt, sollten sie das Wort und seinen Ursprung um so mehr beherzigen. Eberhard Nestle

Konfirmationsblätter. Der Kunstwart hat Rembrandts „Hundertguldenblatt“ mit entsprechender Aufschrift als Konfirmationsblatt ausgegeben.**) Der Gedanke hat etwas Bestechendes, zumal für alle Verehrer Rembrandts. Trotzdem haben wir Bedenken. Das Bild giebt niederländische Typen von vor dreihundert Jahren. Wäre die Fremdheit allein zu überwinden, so wäre das schwer genug. Es steht aber mit diesen Typen schlimmer, denn für unerzogene Augen haben sie weniger etwas Fremdes, als geradezu etwas Komisches. Solche Dinge müssen wir uns gestehen, gerade weil wir bei der Erziehung des Volkes unsern Anteil gerne auf uns nehmen.

Gewiß, wenn wir einen Ansatz gewinnen wollen für eine Kunst, die Aussicht haben soll, nicht schnörkelhafter Zierrat zu sein, sondern Lebensgestaltung, so müssen wir unser Volk daran gewöhnen, das Schöne, das Heilige, das Ehrfurchtgebietende nicht in jene italienisch-griechischen Linien zu setzen, die da, wo sie uns in deutschen Gesichtern wirklich begegnen, fast regelmäßig Leerheit und Dummheit ausdrücken statt Erhabenheit. So lange unser Volk in jenen Linien das Schöne und Edle sieht, so lange sieht es das Schöne und Edle eben im Fremden. Das ist geradezu der typische Ausdruck für einen Zustand, in dem es an eigenwüchsiger Kunst mangelt, oder wenigstens in dem die eigenwüchsige Kunst ihr Daseinsrecht noch nicht erobert hat. Also die fremdartigen, die posierenden, die phrasenhaften Christusse müssen wir freilich dem Volke nehmen. Aber ich halte es für kunstpädagogisch richtiger, für ihre Verdrängung Gestalten zu wählen, die nicht ebenfalls fremdartig, dem ungeschulten Blick nur eine herausfordernde Häßlichkeit ausdrücken.

*) Wie nötig ist doch ein kirchengeschichtlicher Atlas! Es ist unbegreiflich, daß noch keiner unsrer theologischen Verleger einen Atlas, d. h. ein Paar Kartenblätter, ausarbeiten ließ, mit den in den gebräuchlichsten Lehrbüchern der Kirchengeschichte (wie Hase, Loofs, Möller, Müller) vorkommenden Ortsnamen. Die Blätter brauchten kartographisch gar nicht sorgfältig zu sein, nur die kirchengeschichtlich wichtigen Ortsnamen und Grenzen müßten sie enthalten, so wären sie billig genug herzustellen.

**) Vgl. Kunstwart 1901, Heft 12. 20 Pfge. das Blatt. Für arme Gemeinden Freiexemplare. Adresse: Georg D. W. Callwey in München.

Zweitens soll man, glaube ich, gerade bei solchen Gelegenheiten der Farbenfreude des Volkes entgegenkommen, die zum Glück noch immer nicht ganz erstickt ist. Man kann auf sie eingehen, ohne süßlich oder gemein zu werden; das gerade gilt es zu beweisen. Schwarz-Weiß ist eine Abstraktion, dem Volke unverständlich, unlieb, unfroh. Lasse man dies Privilegium unbeneidet der Schule mit ihren trostlosen Büchern. Die Schule, die durch Vorzeigen und Nachzeichnenlassen von Würfeln und Säulen zur Kunst erzieht, wie sie durch Deklination von mensa und servus Liebe zum Lateinischen pflanzt, die Schule, die auf der Erkenntnis aufgebaut ist, daß das Abstrakte das Einfache ist, und das Konkrete kompliziert, die mag auch durch Schwarz-Weiß zum Farbigen erziehen.

In den beiden Beziehungen, die ich erwähnte, bieten, glaube ich, die Scheine, die der jüngere Pfannschmidt gemalt hat**) den prinzipiell richtigeren Ansatz. Mit dem, womit die „christlichen" Kunstverleger, insbesondere die Berliner Stadtmission, uns zu blamieren suchen, will ich sie lieber nicht vergleichen. Aber auch sonst sind sie von dem, was mir an Konfirmandenscheinen bekannt geworden ist, die einzigen, die in Betracht kommen. Indessen, des Archaisierenden und Ueberladenen ist doch zu viel in ihnen, die Feierlichkeit zu äußerlich. Auch der Ausdruck des Christus befriedigt durchaus nicht; am ehesten noch da, wo er am meisten an den Gebhardtschen Typus anlehnt, also im guten Hirten; aber wer möchte das artige Schäfchensymbol noch weiter aufpflanzen! Und weshalb ist nicht farbiges Papier gewählt? Diese großen weißen Flächen sind doch auf jeder Wand unmöglich. Das heißt gewaltsam auf die Illustration zurücklenken.

Sehr freuen würde ich mich, wenn die technischen Errungenschaften der „Jugend" mit Bewußtsein verwertet werden möchten. Ihre Art des Farbendrucks ist doch von überaus schlagender künstlerischer Wirkung. Und Leute wie Engels, Eichler, Georgi, Erler, Fidus sind ernst und schwer genug, um mit großen starken Kompositionen uns zu helfen, sei es nun in der Anlehnung an bestimmte Gelegenheiten, zu denen nach schon bestehender Sitte „Kunst"blätter ins Volk gehen — Patenbriefe, Konfirmationsscheine, eine sicher nicht zu verachtende Tradition! — oder auch frei mit Liedern, wie Breitkopf und Härtel leider ohne Farben und deshalb mit halbem Erfolg versuchten, oder sonst zu Texten: ich denke da auch an nationale und selbst politische Anlässe. Bonus

Kleine Mitteilungen. Eine gehässigere Behandlung einer Persönlichkeit ist mir in der kirchlichen Presse seit lange nicht begegnet als jüngst die des Konsistorialrats Reicke. Der Reichsbote, zu dessen Lesern zu gehören ich den Vorzug habe, begleitete in Nr. 139 ff. seine Versetzung aus dem Berliner ins Königsberger Konsistorium mit den schärfsten Bemerkungen. „Was hat das für einen Sinn? Wenn der Mann wegen seiner in seinem Schauspiel und anderweit dokumentierten Gesinnung nicht in das Konsistorium zu Berlin paßte, wie soll er dann in das Konsistorium zu Königsberg passen?" Die Logik ist gut. Aber wie, wenn keinerlei Gesinnung vorläge, die den Mann seines Amtes als Konsitorialrat unwürdig machte? Wie, wenn man Herrn Reicke nur versetzt hätte, um ihn den Blättern und Personen, die seit Monaten gegen ihn gehetzt haben, aus den Zähnen zu rücken? Wir können uns nicht denken, daß Herr Reicke im Kirchendienst belassen wäre, wenn er sich nach dem Urteil seiner Vorgesetzten wirklich hierfür unmöglich gemacht hätte, und daß er seinerseits im Kirchendienst verblieben wäre, wenn er nicht sich eines guten Gewissens erfreute. Einer solchen Behandlung ausgesetzt zu sein, wie sie die kirchlich-konservative Presse ihm widmet, ist doch kein Vergnügen, und schließlich hätte sich wohl für ihn allerdings im Staatsdienst ein anderer Posten gefunden. Wir kennen den Mann nicht, aber sein Stück kennen wir: siehe Nr. 16, Sp. 361, d. J. Wenn es nur das ist und der Goethebund, so ist die Hetze wider ihn abscheulich. In jenen Tagen des Kampfes um die Lex Heinze, in dem wir unsrerseits eine Haltung eingenommen haben, die von allen Seiten respektiert worden ist, war es für einen litterarisch thätigen und kunstbegeisterten Mann sehr naheliegend, dem Goethebund beizutreten. Will man Jedem, der das that, die sittliche Qualifikation absprechen, in einer landeskirchlichen Behörde ein Amt zu bekleiden? Wir unsrerseits können uns nur freuen, wenn auch in den Konsistorien Männer sitzen, die mit Kunst und Dichtung unsrer Tage verwachsen sind. Was in aller Welt soll das der „Kirche" schaden? Gott Lob, wir sind auf den Hintertreppen der Berliner Parteipolitiker nicht zu Hause; nach dem, was offen vorliegt, ist der Haß der kirchlichen Presse gegen Herrn Reicke unerklärlich. — Im heutigen Anzeigenteil wird von wegen der berühmten Rabenaasstrophe eine Preisfrage gestellt. Ja ist denn diese Angelegenheit noch immer nicht für Wissenschaft und Bildung entschieden? Vgl. Christliche Welt 1899, Nr. 2. R

An unsere Leser. Vor dem dritten (Ferien- und Reise-) Quartal ist ein Mahnruf an die Freunde, unserm Blatte treu zu bleiben (und das Abonnement rechtzeitig zu erneuern), nicht überflüssig. Wir wiederholen auch die Bitte, die Reisezeit zur Werbung neuer Leser zu benutzen. In alle Hotels, Bäder, Sommerfrischen schicken wir gern während der Saison ein Freiexemplar: man verlange nur! Ueberhaupt, es muß doch einmal gesagt werden, wie Wenige thun Etwas für die Verbreitung unsers Blattes! Von denen, die uns nicht zugethan sind, verlangen wir das ja gar nicht. Wir können auch mit unserm Bestande wohl zufrieden sein. Aber wir sind noch jung genug, um vorwärts zu wollen. Wir möchten gern mindestens die 5000 erreichen. Dazu brauchen wir aber nicht nur dankbare, sondern hilfreiche Leser. Laßt uns nun endlich Thaten sehn! Das Angebot von Zeitschriftenlitteratur aller Art heutzutage bedeutet auch für uns Konkurrenz. Wir wollen das Unsre thun, sie zu bestehen; aber man helfe uns an die Menschen herankommen, denen wir dienen können und möchten! Der Verlag versendet gern unentgeltlich Probenummern an jede empfohlene Adresse. [Wiederholt]

**) Vandenhoeck und Rupprecht, Göttingen. 30 farbige Blätter 2,50 Mk. — Zum Ganzen vergl. Jahrg. 1900, Nr. 9. D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag 1. Juli 5 Uhr, Rosenau: Die Kritik von Harnacks Wesen des Christentums.

Versammlungskalender

30. Juni 1. Juli Deutscher Kirchengesang-Verein Cassel
30. „ —7. „ Missionswoche Basel

Preis-Ausschreiben

Der „Vorwärts" hatte am letzten Himmelsfahrtstage einen viel zitierten Spottvers abgedruckt, beginnend: „**Ich bin ein altes Rabenaas.**" Hierauf setzen die Herren Lic. Mumm und P. Böhme einen Preis von 100 Mark für denjenigen aus, der ihnen diese oder eine ähnliche „Rabenaasstrophe" in dem Gesangbuch einer evangelischen Gemeinde nachweist. Einsendung an das **Generalsekretariat der Freien kirchlich-sozialen Konferenz**, Berlin N., Bergstr. 39.

Gertrud Theißig
Gerhard A. Wauer
cand. rev. min., Dr. phil.
Verlobte
Plauen i. V., Juni 1901

Krankenpflegerinnen
vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

PIANINOS von M. 350.— an
HARMONIUMS von M. 80.— an
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten.
Gr. illustr. Katalog gratis-franco
Wilh. Rudolph, Giessen, M. 6.

Luhns Seifenfabrik
Wasche mit Luhns Wasch-Extract.
Barmen

WANGEROOG
Nordseebad.
Prospekte versendet
Die Badekommission

Alkohol-Entziehungskur für bessere Stände
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg — Prosp. fr.
Dr. med. Burmeister, Alfred Smith

Villa Herzberg
Pension und Erholungshaus
in Dornholzhausen bei Homburg v. d. Höhe
fünf Minuten vom Walde am Fusse des 580 m hohen Herzbergs. Ruhige Lage in grossem Garten; herrlicher Blick auf den Taunus und auf Homburg. Mit Homburg durch elektrische Bahn verbunden. Pensionspreis je nach Lage und Grösse der Zimmer 4—7 Mk. Näheres durch die Verwaltung.

C. A. Schwetschke und Sohn, Verlag, Berlin

Ende Juni erscheint:

Theologischer Jahresbericht

Unter Mitwirkung von

Baentsch, Clemen, Eisenhans, Everling, Ficker, Foerster, Funger, Hasenclever, Hegler, Hering, Koehler, Kohlschmidt, Lehmann, Loesche, Lüdemann, Lülmann, Marbach, Mayer, Meyer, Preuschen, Scheibe, Spitta, Sulze

herausgegeben von

Dr. G. Krüger

Professor in Giessen

Zwanzigster Band

enthaltend

Die Litteratur des Jahres 1900

Abteilung I: Exegese (Baentsch, Meyer)

Subscr.-Preis des vollständigen Jahrgangs (Abt. I—V.) 30.— Mk. **Einzel-Preise**: Abteilg. I (Exegese) 9.— Mk.; II (Historische Theologie) 12.— Mk.; III (Systematische Theologie) 9.— Mk.; IV (Praktische Theologie und kirchliche Kunst) 8.— Mk.; V (Register) 2.—

Als **Sonderausgaben** sollen in diesem Jahre erscheinen:

Theologische Bibliographie

Erster Jahrgang

enthaltend

Die Litteratur des Jahres 1900

ca. 15 Bogen. gr. 8⁰. 1.50 Mk.

Diese Bibliographie bietet eine sachlich und alphabetisch geordnete Uebersicht über die gesamte Litteratur des In- und Auslandes einschliesslich der Zeitschriftenartikel.

Uebersicht über die Litteratur zur Religionsgeschichte aus dem Jahre 1900

von

Lic. Dr. B. Baentsch Professor in Jena und **Dr. E. Lehmann** Professor in Kopenhagen

ca. 10 Bogen: Preis 4.— Mk.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Lebensideale

Dargestellt

von

Erich Foerster

Pfarrer in Frankfurt a. M.

8. 1901. M. 2.—. Gebunden M. 3.—

Inhalt:

Einleitung — Das Erbe der Antike — Das Erbe der israelitischen Religion: das Evangelium — Das Lebensideal des Mittelalters — Das Lebensideal Luthers — Das Lebensideal der Aufklärung und des geschichtlichen Sinns — Anmerkungen

Soeben ist erschienen:

Der Gottesdienst des Urchristentums

und seine Bedeutung

für die liturgische Praxis der Gegenwart

Rektoratsrede von **Frdr. Spitta**-Straßburg

(Verf. von: „Zur Geschichte und Litteratur des Urchristentums" Bd. I|II 1893|96, Bd. III im Druck)

Die Juni- und Juli-Hefte der **„Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst"**, in denen obige Rede veröffentlicht ist, sind einzeln zu je 80 Pf. zu beziehen. Von den zahlreichen Aufsätzen dieser Hefte nennen wir hier nur: Hasenclever, Deutsche Gesellschaft für christl. Kunst, mit 5 Abbildungen; — Wette, Simson (Oratorium); — Bürkner, Kleine Kirchen, mit 6 Abbildungen; — Röhrig, Der Spruchschmuck in evangelischen Kirchen. — Kleine Mitteilungen, Bücherschau und Notenbeigaben beschließen jedes Heft. — **Preis jährlich 6 Mk.; Probenummer kostenfrei.** Der laufende Jahrgang wird allein über fünfzig Abbildungen bringen.

Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht

Die Freunde und Schüler Prof. **Guthes** werden gebeten, ihre Adresse an einen der Unterzeichneten einzusenden, worauf ihnen direkte Mitteilung zugehen wird.

Realgymnasiallehrer Ehrentraut, Dresden-A. Löscherstr. 18II

Realgymnasiallehrer Lic. **Geißler, Chemnitz** i. S. Kaßbergstr.

Seminarlehrer Weichelt, Zschopau i. S. Reichsstr.

Der Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste! Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von **Georg D. W. Callwey, München**

Gesundheit u. Erziehung

Eine Vorschule der Ehe

Von

Prof. **Georg Sticker**, Dr. med.

Elegant gebunden 4 Mark.

Eltern und Lehrern diene das Buch zu ernstem Studium, der Vater möge es dem Sohne mit auf die Universität geben, und hoffentlich sind viele Mütter frei genug von ungesunder Prüderie, um es der erwachsenen Tochter zu empfehlen. (Aus e. Besprechung).

J. Ricker, Verlag, Gießen

Chronik der Christlichen Welt

11. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1541

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 24. Synoden und Kongresse: Landessynode des Königreichs Sachsen 1; 12. Deutscher Evangelischer Schulkongreß; Freie kirchlich-soziale Konferenz 1; 12. Evangelisch-Sozialer Kongreß 1; Vermischte Nachrichten (Versetzung von Prof. Lütgert nach Halle; Programm des 31. Kongresses für J. M.) — Zur Beachtung — Anzeigen

Nr. 25. Synoden Kongresse Konferenzen: Landessynode des Königreichs Sachsen (Schluß); Freie kirchlich-soziale Konferenz (Schluß); 12. Evangelisch-Sozialer Kongreß (Schluß); Berliner Pastoralkonferenz 1

XVI. deutscher evangelischer Kirchengesang-Vereinstag in Cassel

Sonntag, den 30. Juni: Abends 6 Uhr: Festgottesdienst in der St. Martinskirche. Predigt: Generalsuperintendent Werner. (Kollekte für Vereinszwecke.) — Abends 8 Uhr: Begrüßungs-Versammlung im Evangelischen Vereinshause.

Montag, den 1. Juli: Morgens 9 Uhr: Hauptversammlung im Evangelischen Vereinshause. Professor D. Smend-Straßburg über die Bedeutung des Wechselgesanges im evangelischen Gottesdienst. — Abends 6½ Uhr: Geistliches Konzert voraussichtlich in der neuen lutherischen Kirche. Chorgesänge der vereinigten Kirchenchöre und der Musica sacra usw. — Abends 8 Uhr: Gesellige Vereinigung im großen Stadtparksaal. Ansprachen, Gesangsvorträge der evangelischen Kirchenchöre.

Festkarten à 2 Mk., welche zum Besuche aller Versammlungen, insbesondere des Kirchenkonzertes berechtigen, sowie Wohnungen durch Generalsuperintendenten Werner, Hohenzollernstraße 56.

Der Vorstand im Central-Ausschuß

Der Vorstand des Kirchengesangvereins für den Consistorialbezirk Cassel und der Ortsausschuß

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg